



Karl May Jahrbuch 1930

Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

13. Jahr

Radebeul bei Dresden 1930 [1934]/ Karl-May-Verlag

Inhalt

| | |
|---|-------|
| Die Gedenktafel in Karl Mays Geburtsstadt | |
| 1. Des Werkes Wachsen und Weihe . Von Schriftleiter Walter Steeger | © 9 |
| 2. Rede zur Enthüllung der Karl-May-Gedenktafel . Von Dr. Ernst Fleischhauer | © 21 |
| Die Karl-May-Straße in Hohenstein-Ernstthal . Von Lehrer Hans Zesewitz (Hohenstein-E.) | © 28 |
| Ein Geständnis über Karl May . Von Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese (Frankfurt a. M.) | 31 |
| Palaver mit den jungen Kriegern über den großen Häuptling Karl May . Von Carl Zuckmayer | © 35 |
| Kindheitserinnerungen . Von Walter von Molo (Berlin) | © 44 |
| Vom Friedhof meiner Gestalten . Von Freiherr Ernst von Wolzogen (Wolfratshausen) | 53 |
| Traumbasar . Von Dr. Ernst Bloch (Berlin) | © 59 |
| Der verschüttete Quell . Von Otto Eicke (Dresden) | 65 |
| Der Bruch im Bau . Von Otto Eicke (Dresden) | 77 |
| Das gelöste ‚Karl-May-Problem‘ . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (München) | 127 |
| Blick in die Sternenwelt. Karl Mays Horoskop | |
| I. Von Walter Guhlmann (Leipzig) | © 136 |
| II. Von Mary Ann von der Meden (München) | 179 |
| Kunstschützentum bei Karl May . Von Major a. D. Max Casella (München) | © 193 |
| Karl May und die Waffen . Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck (Dresden) | 222 |
| Verstand oder Gefühl? Von Lisa Barthel-Winkler (Berlin) | © 231 |
| Das Sonnenfest der Prärie-Indianer . Von Prof. Dr. K. Th. Preuß (Berlin) | 237 |
| Kriegsehrenzeichen bei den Prärieindianern . Von Hermann Dengler (Radebeul) | 253 |
| Die Beleidigungsparagraphen des Indianers . Von Adalbert Stütz (Erfurt) | © 268 |
| Ein Überfall auf das Blockhaus . Von Patty Frank (Radebeul) | © 292 |
| Die Glaubwürdigkeit der Erzählungen Karl Mays . Von Dr. Wilhelm Heß (Bamberg) | 296 |
| Über Karl May zu Lopez Jordan . Von Otto Schwerin (Frankfurt a. M.) | 318 |
| Krüger Bei? Von stud. phil. Hanns Graefe (Nerchau, Sa.) | © 328 |
| Karl May in den Volksbüchereien | |
| I. Von Studienrat Fritz Prüfer (Köthen, Anhalt) | © 333 |
| II. Von Dr. E. A. Schmid , Leiter des Karl-May-Verlags | © 338 |
| Karl May und die Jugend . Von Lehrer Max Baumann (Hamburg) | © 345 |
| Mit brennenden Wangen ... Von Lehrer Hans Küchler (Kleinnaundorf, Sa.) | © 371 |
| Von Kairo nach Bagdad und Stambul . Auf den Spuren Karl Mays durch den Orient Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg) | © 375 |
| Der Weißbrot-Araber . Eine Karl-May-Erinnerung. Von Klara May | 490 |
| Auf Karl Mays Spuren am oberen Nil . Von Dr. Arthur Berger (Charlottenburg) | 493 |
| Am Bosphorus . Von Kaplan Franz Kandolf (München) | © 502 |

Verzeichnis der Abbildungen

| | |
|-------------|--|
| Frontispiz | Gedenktafel am Geburtshaus Karl Mays in Hohenstein-Ernstthal. |
| Nach S. 16 | Beginn des Festaktes an Karl Mays Geburtshaus. |
| Vor S. 17 | Die Weiherede. |
| Nach S. 32 | Enthüllung der Karl-May-Gedenktafel. |
| Vor S. 33 | Das schlichte Geburtshaus im Festschmuck nach der Feier. |
| Nach S. 240 | Bündelrevolver – Trommelrevolver – Selbstladepistole. |
| Vor S. 241 | Marterung der Jünglinge beim Frühlingsfest der Mandan-Indianer. |
| Nach S. 272 | Die Radebeuler Trapper und Indianer begehren Einlaß. |
| Vor S. 273 | Gebückt schleichen sie nach Indianerart zum Überfall. |
| Nach S.304 | Patty Frank heißt die jungen Krieger willkommen. |
| Vor S. 305 | Am flackernden Kaminfeuer erzählt Patty Frank. |
| Nach S. 336 | Intschu tschuna und sein Sohn Winnetou werden von Old Shatterhand befreit. |
| Vor S.337 | Indianische Kriegstänze werden im Zeltlager geübt. |
| Nach S. 368 | Sphinx und Cheopspyramide. – Auf dem Mokkattam. |
| Vor S.369 | Jerusalem mit dem goldenen Tor. – Jerusalem mit dem Ölberg. |
| Nach S. 384 | Pater Taepper am See Genezareth – Damaskus: Omajadenmoschee. |
| Vor S. 385 | Am See Genezareth – Damaskus: Omajadenmoschee (innen) |
| Nach S. 400 | Baalbek: Tunnel. – Baalbek: Altes Tor |
| Vor S. 401 | Baalbek: Bacchustempel. – Baalbek: Löwe und Säulen des Jupitertempels. |
| Nach S.416 | In der Wüste von Bagdad. – Bagdad. |
| Vor S. 417 | Rundboote am Tigris. – Arabisches Pferd. |
| Nach S. 432 | Babylon. – Ktesiphon. |
| Vor S.433 | Vor dem Birs Nimrud. – Auf dem Turm zu Babel. |
| Nach S. 448 | Euphratufer in Hilleh. – Schammar-Beduinen. |
| Vor S.449 | Eingang in die Hosseinmoschee in Kerbela. – Grabmoschee Hosseins in Kerbela. |
| Nach S. 464 | Wandernde Beduinen. – Mossul. |
| Vor S. 465 | Ruinenstätte von Ninive. – Wüste am Euphrat. |
| Nach S. 480 | Aleppo: Burg. – An der Euphratbrücke bei Hit. |
| Vor S.481 | Konstantinopel: Hagia Sofia. – Konstantinopel: Mohammedanischer Friedhof. |
| Nach S. 496 | Stambul. Im Hintergrund das Serail, die Sofien- und die Sultan Achmed-Moschee. |
| Vor S. 497 | Die Moschee Valide in Ortaköj. |

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Die Gedenktafel in Karl Mays Geburtsstadt

1. Des Werkes Wachsen und Weihe¹

Von Schriftleiter Walter Steeger

©

¹ Bis ins Jahr 1921 zurück reichen die Bestrebungen treuer Freunde und Verehrer Karl Mays, in seiner Heimatstadt Hohenstein-Ernstthal am Geburtshaus des Dichters ein bleibendes Ehrenmal für den Toten zu schaffen. Endlich, im Frühling 1929, reiften diese Pläne zur Tat. In erhebender Feier wurde die Karl-May-Gedenktafel enthüllt. Den obigen Aufsatz entnehmen wir dem Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt vom 27. Mai 1929. Die Herausgeber.

[[21]]

2. Rede zur Enthüllung der Karl-May-Gedenktafel
Von Dr. Ernst Fleischhauer

©

[(28)]

Die Karl-May-Straße in Hohenstein-Ernstthal

Von Lehrer und Stadtbibliothekar Hans Z e s e w i t z

©

Ein Geständnis über Karl May

Von Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese

Gute Geister umschwebten mich als Knaben und nährten meine Einbildungskraft in Gestalt von Robinson, Sigismund Rüstig und Andersen; dann trat Coopers ‚Lederstrumpf‘ hinzu. Auf meiner an romantischen Reizen so reichen Heimatinsel Rügen, in dem lieblichen Residenzstädtchen Putbus, verbrachte ich wundervolle Jugendjahre, die neben Geist und Gemüt besonders den Natursinn weckten. Die Indianerromantik verband sich damit aufs beste. Denn hinter dem elterlichen Hause lag ein Tannenwäldchen, in dem wir Knaben als Apatschen oder Delawaren uns tummelten, im Häuptlingsschmuck den Tomahawk schwingend, auch die Friedenspfeife nicht verschmähend. Ein kleiner Berg, ‚Champignon‘ benannt, wurde zum Chimborasso, eine Schlucht zum Orinoko oder Amazonasstrom usw.

Von Karl May erfuhr ich erst durch meine Söhne. Lange stand ich unter dem Einfluß seiner Verfehmung. Erst in den letzten Jahren klärte sich mir sein Bild. Hohe, echte Kunst, deren verständnisvoller Genuß ein Mitschwingen aller verwandten Saiten der Seele voraussetzt, ist immer nur wenigen zugänglich, mittlere Kunst, die vor allem der Unterhaltung dienen will, wird einfache Gemüter fesseln, wenn sie zu spannen, d. i. die Phantasie und das Gefühlsleben (wie Furcht und Hoffnung) anzuregen und zugleich durch Ablenkung von dem Alltag der Gegenwart zu beruhigen vermag. Wohl den Massen **[32]** des Volkes, für die solche Kunst bestimmt ist, wenn sie in Ethos und Pathos ideal gerichtet ist und sich von Schmutz und Lüsterheit freihält! Das trifft bei Karl May zu. Er hat nicht nur eine hervorragende Erzählergabe, sondern auch Religiosität und Sinn für menschliche Größe, für menschliches Heldentum. Mag er übertreiben, mag er Ausgeglichenheit und Selbstzucht im künstlerischen Sinn vermissen lassen², mag er schwarz und weiß malen, mag er in angeborener Menschenfreundlichkeit auch die Bösewichter einer gerechten Vergeltung (ebenso wie übrigens so oft das Leben selbst) entrinnen lassen, er bietet eine Kost, die trotz ihrer Mischung von Phantastik und Moralistik, von Karikatur und Humor, von Erhabenheit und Selbstberäucherung und anderem mehr ohne Schaden Tausenden gemundet hat und noch weiter munden wird, denn nach Erschütterung durch große Gegenstände sehnt sich das Menschenherz in normalen Zeiten. Heute freilich herrscht der Körper vor Seele und Geist vor, und Sport und Erotik (oder vielmehr Geschlechtlichkeit) führen in den Köpfen der Jugend wie in illustrierten Blättern, ‚Magazinen‘, Revuen, Büchern einen Hexensabbat auf. Da ist es geradezu ein gutes Zeichen, wenn die in jeder Hinsicht saubere, ja biedere und gesittete Erzählerweise Karl Mays noch immer von alt und jung bevorzugt wird und immer weitere Kreise zieht.

Vor allem aber möchte ich eins hervorheben: Wer die jetzige Kriegsliteratur verfolgt, der sieht **[33]** häufig mit Schrecken die Verständnislosigkeit gegenüber der Größe des Geschehens, gegenüber dem Heroismus und der Tragik des Riesenkampfes. Was da von den Frontsoldaten in Schützengräben geredet und gefabelt und ergrübelt wird in stundenlangen Auseinandersetzungen, ist vielfach von einem Pessimismus erfüllt, der den Leser seelenkrank machen kann. Es ist Gift für unsere heutige Jugend, die man stählen sollte durch die Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. Gewiß will uns das Entsetzliche, das der Weltkrieg gezeitigt hat, als unwiederholbar erscheinen, aber unsere Frontkämpfer hätten nimmer das Unglaublichste geleistet und gelitten, wenn sie nicht dem Ideal der Pflichterfüllung treu geblieben wären.

Karl May verherrlicht dagegen nicht nur allgemeinmenschliche Tugenden wie Klugheit und Edelmut, sondern gerade die auf Abenteuer, Kraftbetätigung, Selbstverleugnung und Selbstaufopferung gerichteten, als da sind Spürsinn, Scharfsinn, Geistesgegenwart, Entschlossenheit, Wagemut u. ä. Das ‚Ich‘ ist Träger aller menschlichen Vorzüge und projiziert diese in die ‚Helden‘ Amerikas und des Orients hinein. Es ist merkwürdig, daß Karl May, der so viel von Cooper gelernt hat, hinsichtlich der Natur- und Landschaftsschilderung hinter diesem, der einen Adalbert Stifter begeisterte und beeinflusste, und hinter Charles Sealsfield (Karl Postl) zurücksteht. Er konnte mir daher nichts von Belang bieten für mein Werk: ‚Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten‘ (Leipzig: Quelle & Meyer 1926); so findet er auch keine Erwähnung bei Paul Schultz in der wertvollen Dissertation ‚Die Schilderung exotischer **[34]** Natur im deutschen Roman mit besonderer Berücksichtigung von Charles Sealsfield‘ (Münster 1913). Der Mensch mit seinen sittlichen und seinen verbrecherischen Trieben steht bei Karl May im Mittelpunkt alles seines Denkens, ja er wagte

² Vgl. Werner Mahrholz: ‚Karl May‘ im ‚Literarischen Echo‘ XXI, S. 129-141, sowie im Karl-May-Jahrbuch 1927, S. 11-31.

sich nach und nach immer mehr in die gefährlichen Gebiete der Symbolik eines beinahe Nietzscheschen Übermenschen, wofür doch seine Begabung in Denkkraft und Gestaltungsvermögen nicht ausreichte. Jedenfalls aber hatte er, wie Cooper, einen offenen Sinn für den tragischen Heroismus, in dem das Volk der roten Rasse, wider alles Recht der Humanität und mit allen Mitteln brutaler Gewalt von den überlegenen Weißen angegriffen und niedergezwungen, doch ausharrte und standhielt bis zum Letzten. Das vor allem macht ihn auch heute noch besonders zeitgemäß.

[(35)]

Palaver mit den jungen Kriegen über den großen Häuptling Karl May

(gesprochen in der Jugendstunde des Berliner Rundfunks am 3. April 1929)

Von Carl Zuckmayer

©

[(44)]

Kindheitserinnerungen

Von Walter von Molo³

©

³ Diese lebendige Geschichte aus Jugendtagen, in der ein Dichter von Weltruf mit dankbaren Worten der schönen Stunden gedenkt, die ihm Karl Mays Schriften bereiteten, erschien erstmals in der Berliner Illustrierten Zeitung vom 23. Dezember 1928.

Die Herausgeber.

Vom Friedhof meiner Gestalten

Von Ernst von Wolzogen⁴

Ich wandle zwischen Gräbern – kein Wunder bei meinem Alter! Da liegen sie in langen Reihen, die Weggefährten der Jugend, die mehr oder minder guten Freunde aus den Mannesjahren, die Mitstreiter und die bösen Feinde, auch liebe Kinder und Verwandte. Aber die meisten dieser Kinder haben ausgewachsene Gräber, denn es sind nicht die Früchte meiner Lenden, sondern die Früchte meines Hirns, die hundert und aber hundert Gestalten, die meine Einbildungskraft schuf, die ein Teil von mir waren und doch wieder eigene Wesen, meinem Blute fremd. Allerlei Leute, die ich mir herausgriff aus dem Gewimmel, durch das mein Lebensweg mich führte. Ich habe nämlich fast nie ganz ohne Modell meine dichterischen Gestalten schaffen können. Mit ganz wenigen Ausnahmen haben alle Figuren, die meine Schöpfungen bevölkern, ihre lebendigen Vorbilder gehabt. Und diese Vorbilder, diese guten und bösen Menschen, diese mehr oder minder harmlosen, mehr oder minder vertrackten, wunderlichen, einfachen oder verwickelten Lebewesen, die mir bewußt oder unbewußt Modell stehen mußten, auf **[54]** deren Kosten meine Phantasie schmarotzte, für die ich meine Leser in Liebe und Begeisterung erglücken machte, fröhlichem oder boshafem Gelächter preisgab – sie sind mit wenigen Ausnahmen alle tot. Ein weitgedehnter *Campo santo* umgibt mich.

Auf Marmorsteinen prunken Namen, die alle Welt kennt; die allermeisten aber sind bescheidene kleine Leute gewesen. Ihre Hügel sind eingesunken, ihre Kreuze umgefallen, ihre Urnen zerbröckelt. In diesem Friedhof schleppe ich mich an freundlichen Sonnentagen besonders gern spazieren und trage ein paar Blumen und ein paar Tränen nach den Gräbern meiner Lieblinge.

Unter den Leuten, die unsere Bücher lesen und unsere Komödien im Theater besuchen, gibt es nur ganz wenige, die sich eine rechte Vorstellung machen von dem Verhältnis des Dichters zu seinem Modell. Die meisten glauben, daß wir einfach die Wirklichkeit abschreiben und photographieren. Und dann sind sie natürlich geneigt, unsere Kunst geringzuschätzen. Es ist ja richtig, daß sich in der Wirklichkeit viel tollere Romane und Komödien abspielen, als selbst eine fruchtbare Phantasie zu ersinnen vermag. Es ist auch richtig, daß es im Grunde gar keine völlig belanglosen Menschen gibt, daß einfach jedermann befähigt wäre, eine Rolle in einer Dichtung zu spielen; aber dennoch bleibt der schöpferischen Kraft des Dichters noch das Wichtigste zu tun, um aus einer fertigen Fabel und aus lebenden Modellen ein Kunstwerk zu schaffen.

Das sogenannte Schlüsseldrama oder die Schlüsselgeschichte, welche einen etwa durch die Zeitung bekanntgewordenen Vorgang einfach übernimmt **[55]** und die handelnden Personen der Wirklichkeit so nachzeichnet, daß sie ohne weiteres zu erkennen sind, wird mit Recht als literarisch minderwertig eingeschätzt. Aber so eine bequeme Abschreiberei von der Wirklichkeit bringt ein rechter Dichter überhaupt nicht fertig. Einem Karl May, vielleicht dem genialsten Fabulierer, den die deutsche Erzählungskunst überhaupt aufzuweisen hat, haben es sämtliche Spießler unter seiner riesigen Lesergemeinde schwer übelgenommen, daß er sich selbst als den Erleber wildester Abenteuer in fernsten Landen und bei fremdesten Völkern darstellte, ohne jemals seine Schreibstube verlassen zu haben. Sie sagen: Das ist ja alles erlogen, und ärgern sich, daß sie sich von solch einem ‚Lügenwerk‘ packen, spannen, erschüttern ließen. Oh, über solche Ahnungslosigkeit! Die ‚Lügenleistung‘ eines Karl May steht in Wahrheit turmhoch über der Fähigkeit, eigenes Erlebnis fesselnd darzustellen, oder gar um ein Nichts von Handlung einen mageren Kuchen von Seelenzergliederung, eine Wortschaumschlägerei hoch aufzuhäufen. Dem bloßen Macher, und sei er noch so geschickt in seinem Handwerk, wird es kaum jemals gelingen, überzeugende Typen zu prägen, Gestalten lebendig werden zu lassen, denen das Herz des Lesers zufliegt und die er im ganzen Leben nicht wieder vergißt.

Darf ich ein wenig aus der eigenen Werkstatt plaudern? Ich greife meinen bekannten Roman, den ‚Kraft-Mayr‘, heraus. Alle Welt weiß, daß darin der Kreis um Franz Liszt im Weimar der 70er Jahre geschildert ist. Gewiß: alle die Figuren, die in meinem Roman herumwimmeln, haben wirklich so ausgesehen, wie sie geschildert werden; **[56]** ob sie aber auch so empfunden, gedacht oder geredet haben, wie ich sie darstellte,

⁴ Der weitbekannte 75jährige Erzähler hat die reizvolle Plauderei im ‚Tag‘ vom 19. September 1930 veröffentlicht. Da er im vierten Abschnitt, ähnlich wie Walter von Molo im vorhergehenden Aufsatz, der Fabulierungskunst Karl Mays sehr anerkennende Worte widmet, erwarben wir das Abdrucksrecht.
Die Herausgeber.

das weiß ich nicht. Die Ilonka Badacs, die ungarische Pianistin, die mit ihrem lebenswürdigen Leichtsinn, ihrer Herzensgüte und ihrem Teufelstemperament auch den ärgsten Griesgram unter den Lesern bezwungen hat – ich habe sie nie von Angesicht gesehen, nur einiges von ihren Streichen berichten hören. Mein Jugendfreund, der geniale Maler und Radierer, Sammler, Bibliophile und Polyhistor Fritz von Schennis erzählte mir allerlei von ihr, und der Tonfall, in dem er berichtete, wie sie ihn in vorgerückter Nachtstunde umschmeichelt habe: ‚Här von Schännis, bittä, noch ein Flaschchen Säkät‘ genügte, mir Gestalt und Wesen lebendig werden zu lassen. Vom Ohr aus, rein klanglich, habe ich diese Figur erfaßt und gestaltet.

Übrigens ist meine Prophezeiung eingetroffen. Sie hat wirklich den Dusel gehabt, von einem ungarischen Grafen geheiratet zu werden, der sie Viere lang im Bois de Boulogne spazieren fuhr. Daß Florian Mayer, die Hauptfigur, identisch ist mit dem vor etlichen Jahren verstorbenen Münchener Musiker, Professor Kellermann, ist allmählich durchgesickert. Der lief wirklich im Leben herum, genau so wie ich ihn geschildert habe. Nur die Liebesabenteuer, die ich ihm andichtete, sind erlogen. Daß ich ihn wirklich echt, aus lebendigem Verständnis seines Wesens heraus geschildert habe, dafür möge ein Geschehnis aus seinen letzten Lebensjahren bürgen.

Er verbrachte seine Sommerferien seit langen Jahren in seiner Bergvilla zu Urfeld am Walchensee. Eines Tages – er war damals schon ein reichlicher Sechziger – vernahm er, den alten Kesselbergweg [57] hinaufsteigend, Hilferufe von der Steilwand des Herzogstandes her. Ohne sich lange zu besinnen, lief er in Begleitung eines stämmigen Eingeborenen querfeldein zu jener Steilwand hinüber und kletterte daran empor. Er gelangte mit seinem Begleiter glücklich hinauf. Zwei Mädchen und der Bruder des einen waren beim Almenrauschbrocken abgerutscht. Der junge Mann war in die Tiefe gestürzt und tot liegengeblieben. Die beiden Mädchen hatten sich in den Latschen verfangen und konnten weder vorwärts noch zurück. Den beiden Männern gelang es, sie aufwärts zu ziehen und auf ebenem Boden wieder sicher auf die Füße zu stellen. Während des Abwärtssteigens zu Vieren auf dem bequemen Reitweg des Herzogstandes erholten sich die Mädchen bald von ihrem Schrecken. So schnell und so gründlich erholten sie sich, daß sie sogar den Todessturz des Bruders vergaßen und sich über die Preise von seidenen Blusen zu unterhalten begannen! Da packte unsern Professor K. ein heiliger Zorn. Er schlug ihnen seine gewaltige Lisztpratte rechts und links um die Ohren und schrie: „Hab‘ ich euch darum das Leben gerettet, ihr saublöden Gäns‘, ihr saublöden!“ – Das war immer noch der Kraft-Mayr, wie er – im Buche steht.

Gegenwärtig lebt meines Wissens von den zahlreichen Gestalten dieses Buches nur noch der Baron von Ried. Von dem aber weiß ich es ganz bestimmt – weil ich es selber bin. Was ich in dem Buche mich erleben lasse, ist ebenso erlogen wie die meisten Geschehnisse darin. Und ich habe leider auch nie so fließend, gescheit und witzig reden können, wie ich es mir darin zuschreibe.

[58] Das aber ist es, was einem die Modelle nie verzeihen. Die ausgemachtsten Hansnarren wollen durchaus ernst genommen werden, sonst sind sie tödlich gekränkt. Selbst Leute, die mit einem guten Humor begabt sind und sich auf ein herzhaftes Lachen verstehen, glauben an Würde einzubüßen, wenn man über sie selber lacht. Auch die Gebrüder Hart, die doch wirklich um das Wesen künstlerischer Gestaltung Bescheid wußten, haben es mir nie so ganz verzeihen können, daß ich sie in meinem ‚Lumpengesindel‘ von ihrer allerliebenswertesten Seite darstellte. Diese Tragikomödie ging über alle deutschen Bühnen. Die Kritiker verrieten es überall, daß zu den beiden Helden Heinrich und Julius Hart Modell gestanden haben sollten. Und alle Welt lachte und weinte über diese so rührend deutschen Idealisten. Niemand verlachte sie wegen ihrer weltfremden Unbehilflichkeit. Jedermann liebte sie darum – und doch waren die Urbilder zeitlebens verschnupft und gingen mir, ihrem ernstesten Liebhaber, gerne aus dem Wege.

In München machte ich mir durch meinen Roman ‚Das dritte Geschlecht‘ Feinde gleich zu Dutzenden. Und das Ergötzlichste dabei war, daß sich zahlreiche Personen getroffen fühlten, die gar nicht gemeint waren. Man hielt das Buch für einen Schlüsselroman, und dabei waren fast sämtliche Figuren darin aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengerührt, so wie der Bildhauer für eine Idealfigur die Beine von dem einen, die Arme von dem andern, den Leib von einem dritten Modell zu nehmen pflegt und womöglich das Gesicht aus freier Gestaltung hinzufügt.

Traumbasar⁵
Von Dr. Ernst Bloch



⁵ Diesen Aufsatz, dem im Kampf um die Gerechtigkeit für Karl May eine große Bedeutung zukam, brachte die Frankfurter Zeitung am 31. März 1929. Wir drucken ihn mit Erlaubnis des Verfassers hier ab und bemerken dazu rückschauend noch folgendes: Tatsache ist, daß die Frankfurter Zeitung die erste war, die ums Jahr 1898 den damals auf der Höhe des Ruhmes wandelnden Reiseschriftsteller Karl May befandete. Um jedes Mißverständnis auszuschalten, muß aber betont werden, daß die Angriffe der Frankfurter Zeitung jederzeit maßvoll waren und von denen anderer Blätter, die inzwischen ihr Urteil in Sache Karl May ebenfalls geändert haben, wesentlich übertroffen wurden. Der eigentliche, der fürchterliche Kampf gegen Karl May, der den vorzeitigen Tod des Volksschriftstellers herbeiführte, ging überhaupt nicht von der Tagespresse aus, sondern von Ferdinand Avenarius und ähnlichen Schönggeistern und verstieg sich zu blinder Gehässigkeit, ohne Maß und Ziel. Die Herausgeber.

Der verschüttete Quell

Von Otto Eicke

Die Waffen nieder! Dieses Wort brannte auch dem Dichter von Radebeul einmal in der Seele; denn er war Friedensfreund im besten Sinne des Wortes: er glaubte an eine geistige und sittliche Aufwärtsentwicklung, an den Aufstieg zum Edelmenschentum. Jetzt steht das Wort auch über dem Kampf, in den er selber verstrickt war. Und fern sei es uns, die wir für Karl May standen in diesem Streit, den alten Zwist aufzuwühlen. Aber daran, den Kampf rückdenkend zu überschauen, um aus ihm zu lernen, kann uns auch der Händedruck der Versöhnung nicht hindern; denn es gilt – so will es uns scheinen – die Erfüllung einer sittlichen Pflicht. Nicht nur, daß über den Toten von Radebeul noch vieles umgeht, in Leser- und Kritikerköpfen, bei Vätern und Erziehern, die der Jugend vorschreiben: ‚Das sollst du lesen und das nicht!‘, vieles, tausendfach verwurzelt wie Unkraut, das nur unermüdliche Kleingärtnerarbeit ganz auszurotten vermag, auch ein andres ist zu bedenken: Es erstehen immer wieder Außenseiter des Lebens, unter ihnen viele Jünger der Kunst, mancher auch, der vor ähnlichem Schicksal bewahrt werden kann, wenn aus der Erkenntnis über den ‚Fall Karl May‘ die letzte Folgerung unerschrocken gezogen wird. Es gibt eine Ethik des Journalismus, eine Ethik der freien Kritik. Gerade weil Kritik frei sein soll, muß, wer ihr scharfes **[66]** Schwert führt, sich sein Gesetz mit aller Strenge selbst schreiben. Richteramt erfordert nicht nur unbestechliche Gerechtigkeit, sondern auch tiefste Menschlichkeit. Hier liegt die Rechtfertigung unsrer Rückschau auch nach dem Friedensschluß. Hieraus ist der Tonfall der Worte: ‚Wenn sie geschwiegen hätten ...!‘ zu verstehen; nicht anklagend sind sie gemeint, sondern beklagend und ... fragend zugleich. Denn die Frage lohnt: Was wäre einem Menschen erspart geblieben und was wäre geschehen, wenn fremde Hand den Quell nicht verschüttet hätte, aus dem der große Fabulierer schöpfte?

Eine Fabel, ein Märchen will ich erzählen: Es war einmal ein frisches, klares, lebendiges Bergwasser, das kam aus einsam tiefen Wäldern, in denen das Geheimnis wohnte. Von allen Seiten, aus verschwiegenen Waldgründen, aus waldigen Tälern, aus dunklen Schluchten strömten ihm auf seinem Lauf die Quellen zu und speisten und stärkten es und ließen es wachsen zum Fluß, zum Strom zuletzt. Millionen und aber Millionen Leben nährte das Wasser, Blumen, Gräser, Bäume, erquickte Tier und Mensch und war lebendiger Segen, wohin es kam. Trug als Strom auch willig Kähne, Flöße und Schiffe, trieb die Räder der Mühlen und Kraftwerke und strömte frei und stolz. Ein Gebirge, das sich ihm in den Weg baute, zu durchbrechen, schien dem Strom rechte Probe seiner Kraft. Lag doch hinter den Bergen weites Land, wohl durchzogen von vielen Wasserbahnen, die alle an ihrem Teil ihren Segen wirkten, dennoch aber harrend des breiten Stromes, des Segenspenders für die vielen. Und das Wasser schuf sich Bahn und drängte weiter **[67]** zum letzten Ziel, dem großen Meer, und spendete Leben und half Lasten tragen, wohin es kam. Bis ein gewaltiger Bergsturz ihm für immer den Weg ins weite Land verschloß. Nun durstete alles Leben, das bisher aus ihm getrunken, und kümmerte. Die Schiffe seines Laufes setzten keine Segel mehr. Durch öde Schluchten mußte der Strom fortan seine Fluten schicken, daß sie sich in närrischen Windungen weiterzwängten, nur weiter, weiter, nur um doch endlich im Meer zu enden. Es gab ja keine Blumen und Wälder mehr zu nähren, keine Räder zu treiben, keine Schiffe zu tragen. Nur weiter, dem Ende zu, in lustlos-närrischem Zickzacklauf.

Ihr wißt, was mein Märchen meint: die Tragödie im Leben Karl Mays, die Tragödie des Versinkens im Symbolismus. Es war der Ausweg, den er in höchster Bedrängnis fand; denn er mußte ja weiterleben. Leben aber hieß für ihn, der ein Dichter war, nicht nur essen und trinken – dazu hätte es vielleicht auch so gelangt –, sondern vor allem schreiben, weiterfabulieren. Dazu aber war ihm der Weg ins freie Land verbaut. Blieb ihm nur der närrische Zickzacklauf, gewunden und immer wieder gewunden, in den Einöden der lebensfernen Symbole. Man hat das dahin beurteilt, daß sich hier bei May Minderwertigkeitsgefühle, ja Schuldgefühle überkompensierten. Ich glaube, es war in Wahrheit gar nicht so psychologisch verzwickt. Die Kompensation, will sagen der Ausgleich der Schuldgefühle Karl Mays, hatte sich längst vollzogen, als er die Gestalten des Klekih-petra, des Viejo Desierto, des Vater Jaguar schuf, ihnen, sein Ich spaltend, einen Old Shatterhand entgegenstellte, sich spiegelnd dort wie **[68]** hier, erkennend, bekennd und bereuend – genau wie das Dogma das Wesen der Buße gliedert – und nun, befreit schon, allmählich aufsteigend zum Heldentum und zum kräftigen Wirken des Entsühnten, des Gerechten. Nur daß ihm nun die Befähigung zu solchem Wirken in der hellen Tatsachenwelt wieder abgesprochen wurde, scheuchte den jäh Gedeimigten

zurück ins Reich der farblosen, blutlosen Schatten. Und so hat man mit Recht die letzten Bände, vom ‚Reich des silbernen Löwen‘ ab, als verloren bezeichnet.

Durch dieses Werk geht mitten der Bruch hindurch, deutlich erkennbar schon jedem jugendlichen Leser mit gesundem Empfinden. Darüber wird noch mehr zu sagen sein bei Beantwortung der Frage: Was wäre aus des Meisters Werk geworden, wenn ... sie geschwiegen hätten? Jetzt stehen wir noch am verschütteten Quell und mühen uns, die Tragödie der Flucht in den Symbolismus zu begreifen, zu würdigen und lernend auszudeuten. Unsagbares muß der Dichter zu jener Zeit gelitten haben. Milderung schufen ihm allein die mitfühlenden Seelen – es klingt fast wie eine Witz –, die ihn nicht ganz verstanden, d. h. die ihn in seinem Zurückweichen in den Symbolismus bestärkten, weil sie nicht erkannten, wo seine Stärke und seine Bedeutung lag. Karl May täuschte sich ja zuletzt selbst über sein Können und Nichtkönnen. Er glaubte wohl gar, zum Bühnenschriftsteller geboren zu sein. Er nannte, was seines Schaffens eigentlicher Kern und Gipfelpunkt war, Skizzen, Vorstudien und träumte von einer späten Ernte, die ihm in den heiligen Bezirken der ganz hohen Kunst reifen sollte. Er machte aus der **[69]** Not eine Tugend und war glücklich in seinem Irrtum. So wurde ihm die Tragödie der Flucht in den Symbolismus tragbar. Darum haben auch die, die ihn verkannten und seine Allegorien für künstlerische Offenbarungen ansahen, ihm die größte seelische Wohltat erwiesen. Wissend oder unwissend, gewollt oder ungewollt, selbst befangen in Täuschung oder bewußt den harten Tatsachen sich anpassend, das gilt gleich. Sie ließen ihm – und darauf kommt es an – den beglückenden Wahn, den Ibsen die ‚Lebenslüge‘ nennt, die jeder irgendwie in seiner Brust trägt als einen unversiegbaren Kraftquell, die keinem zerstört werden darf, soll er nicht darüber zugrunde gehen. Karl May hat es überlebt, daß ihm der Quell verschüttet wurde, aus dem er sich den Rausch der Schaffensfreude trank. Das dankt er seiner Lebenslüge, dem Glauben an seine Berufung zu mystischem Prophetentum.

Aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß sein Schaffen zugleich mit der naiven Unbefangenheit den eigentlichen Wert, die eigentliche Bedeutung verlor. Man gehe in die großen Büchereien, in denen Karl Mays Werke gewöhnlich doppelt oder dreifach vorhanden sind. Man fordere diesen oder jenen Band, und man wird nur zu häufig die Antwort hören: ‚Verliehen!‘ Das gilt aber weniger für die letzten, die symbolischen Schriften. Sie sind leichter zu haben. Sie locken nur den, der hinter den Titeln den ‚echten‘ Karl May vermutet, den Verfasser, der wirklich noch mit Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî personeneins sein will. In die Savannen jenseits des Rio Pecos, ins Hide-spot Old Firehands, in das Selamlik des Abraham **[70]** Mamur, in die Schluchten des Balkans, in die Weidegründe der Haddediñ und in die kurdischen Berge wollen sie alle, deren Herzen Karl May gewann, sich wieder und wieder führen lassen. Zum Mount Winnetou und zum Dschebel Marah Durimeh folgen sie mit wachsendem Zögern, betroffen und immer betroffener, je fremder, nebelverhängter das Land um sie sich dehnt, bis sie enttäuscht erkennen: unser Karl May hat uns in die Irre geführt. Das ist nicht sein Reich, nicht die bunte Welt der Abenteuer, die er sonst vor uns auszubreiten wußte. Dieses Bittere haben unter hundert Karl-May-Lesern mindestens neunzig an sich erfahren. Vielleicht kann man daran ermessen, was der Dichter selbst in sich durchgekämpft haben mag, als er seinen herrlichen Winnetou, seinen prächtigen Gernegroß Hadschi Halef Omar, die Rappen Rih und Hatatilla zu blassen Schemen sich wandeln ließ. Es war ein Auszug aus einem Paradies, wie es farbenprächtiger und lebendiger kein anderer Dichter sich selbst, der Jugend und dem naiven Leser gestaltet hat. Wahrhaftig, eine Tragödie war diese Flucht in den Symbolismus, und sie wäre dem Dichter erspart geblieben, erspart geblieben auch den Millionen, die aus öder Werktagsfron freudig in die lichtere, vollkommeneren, buntere Welt seiner Wunder und Märchen sich flüchteten, wenn ... sie geschwiegen hätten.

Abgesehen von der Wertschätzung, die einige wenige gerade den symbolischen Schriften Karl Mays entgegenbringen, steht das Urteil der Leserschaft fest. Die Jugend, die in solchen Dingen unbestechlich ist, wie auch die breite Masse der Leser aller Stände bevorzugt an Mays Werken den reinen **[71]** Abenteuerroman, der nichts sein will als bunte Fabel. Das drückt sich am deutlichsten in der Auflagenziffer der verschiedenen Bände aus. Wir wollen dabei nicht verkennen, daß hier auch noch andre Dinge mit hineinspielen. Zum Beispiel fällt von Band 1 bis Band 6, die doch bekanntlich eine einheitliche Erzählung bilden, die Auflagenziffer von 217 000 bis auf 176 000 Bände (wobei hier jeweils die für den 31. Dez. 1929 ermittelten Zahlen zugrunde gelegt werden). Ebenso bei ‚Winnetou‘, bei ‚Im Lande des Mahdi‘, bei ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘. Der erste Band hat die stärkste Auflage, der letzte die schwächste. Das ist eine alte Weisheit für alle, die vom Buchmarkt etwas verstehen. Nicht alle Leser halten über den ersten Band hinaus durch. Viele bringen zwar das Geld auf, den ersten Band zu kaufen, höchstens auch noch den zweiten, aber

nicht mehr den dritten usw. Das alles gilt und andres dazu. Aber es bleibt doch so, daß die höchsten Auflagen ‚Winnetou‘ Band I – III mit 240 000 bzw. 228 000 bzw. 220 000 Bänden erlebte. Dann folgt der große Orientroman Band 1 – 6; dafür die Auflagenziffern 217 000 bzw. 186 000, 176 000, 167 000, 163 000, 176 000. Das in diesen Zahlen ausgedrückte Urteil der Leserschaft ist unanfechtbar vom Standpunkt zünftiger Kritik. Auch ‚Old Surehand‘ Band I und II und ‚Kapitän Kaiman‘ (früher ‚Old Surehand‘ Band II) haben die 100 000 in der Auflageziffer am 31. Dez. 1929 erheblich überschritten. Das sind die Winnetougeschichten, das ist noch der echte Karl May seiner besten Zeit. ‚Satan und Ischariot‘ steht etwas zurück wie alle Bände mit höherer laufender Nummer, während ‚Orangen und Datteln‘, ‚Am [72] Stillen Ozean‘, ‚Am Rio de la Plata‘ und ‚In den Kordillern‘ noch bevorzugt wurden, teils als Einzelbände, teils von denen, die von Band 1 beginnend einfach der Reihe nach Mays Werke erwarben. Auflagenstand über 100 000 finden wir sonst nur noch bei den Jugenderzählungen: ‚Unter Geiern‘ 144 000, ‚Schatz im Silbersee‘ 170 000, ‚Ölprinz‘ 114 000, ‚Vermächtnis des Inka‘ 104 000, ‚Sklavenkarawane‘ 104 000. Und damit vergleiche man nun die Ziffern für die letzten, rein symbolischen Werke Karl Mays: ‚Friede auf Erden‘ 65 000, ‚Ardistan und Dschinnistan‘ I/II je 50 000, ‚Winnetous Erben‘ 82 000 (hier lockte der Namen Winnetou!). Wer zweifelt noch, daß auch hinter den späten Werken des großen Erzählers andre Ziffern als Beweis ihrer reichen Volkstümlichkeit stehen würden, wenn – sie geschwiegen hätten?

Doch zurück zu Karl May selbst, zum verschütteten Quell, zur Tragödie seines Lebens.

‚Du Schwinge meiner Seele, zerbrich mir nicht!‘ Das Wort steht bei Gerhart Hauptmann. Es ist der Angstruf des Schaffenden, der um die Quelle bangt, aus der die Schaffenskraft ihm strömt. Und so ist es bei allen, deren Werke den Meister überleben. Es ist immer irgendein Etwas, aus dem heraus ihre Gesichte wachsen, aus dem heraus sie die Kraft nehmen, diesen Gesichtern Leben einzuhauchen. Das kann ein Mensch sein, aber auch ein Glaube, ein fernes Ideal. Oder die Heimat kann es sein, die Scholle, in der einer wurzelt. Bei Karl May war es das nachtwandlerische Erleben eines lichten Heldentums des eigenen Ichs. Und aus diesem Traum nun das Erwachen! So schwierig der Vergleich ist [73] und so schief auch – Vergleiche sind immer irgendwie schief – er stimmt bis zu einem gewissen Grad doch. Man denke sich nur einmal eine Tragödie wie die Karl Mays in das Leben und Wirken eines andern Künstlers hinein! Und man wehre nicht ab, das sei verkehrt. Bei Karl May habe sich eine Schuld so zerstörend ausgewirkt. Schuld tragen die Menschen doch alle. Und wenn sich nicht jede Schuld als Zusammenstoß mit den von der bürgerlichen Gesellschaft aufgestellten Gesetzesparagrafen darstellt, so bleibt sie doch Schuld und kann in ihrer seelischen Auswirkung wie in ihren äußeren Folgen gleich furchtbar sein. Ganz abgesehen davon, daß Schuld als Gesetzesverletzung ja mit der vom Richter festgesetzten Strafe gesühnt und abgebußt wird und damit erledigt sein sollte. Denken wir, um ein fast beliebiges Beispiel zu wählen, etwa an Goethe! Sein Verhältnis zu Christiane Vulpius wurde in Weimarer Kreisen als ein Verstoß gegen die Gesetze der bürgerlichen Sitte empfunden, solange sie nicht seine Frau war. Angenommen, das hätte dazu geführt, ihm den Aufenthalt in Weimar unmöglich zu machen! Weimar war ihm Heimat geworden, der Boden, in dem er wurzelte, so tief wurzelte, daß alle Fernsehnsucht seiner Seele nicht ausreichte, diese Wurzeln zu zerreißen. Wohl trieb es Tasso, sooft er im Frieden des Hofes von Ferrara weilte, hinaus in lockende Fernen. Gab er aber diesem Drängen nach, so zog es ihn übermächtig nach Ferrara zurück. Das ist Goethe in seinem Verhältnis zu Weimar. Selbst eine Marquise von Branconi, die Verkörperung des leuchtenden Südens, konnte ihn nicht hinüberziehen ins Land der nordischen [74] Sehnsucht Italien. Was aber wäre geschehen, hätte rücksichtslose Kritik an seinen persönlichen Verhältnissen ihn von Weimar vertrieben? Wäre nicht auch dem großen Meister der Quell verschüttet gewesen, aus dem ein gut Teil seiner Kräfte floß? Wäre nicht auch durch sein Leben wie durch sein Werk der Bruch gegangen? Hätte Kritik an seinem Leben gewirkt, was sie – *mutatis mutandis* – am Leben Karl Mays wirkte, ob dann die Nachwelt nicht ärmer geblieben wäre um manch vollendete Schöpfung des reifen Mannes?

Und liegt nicht ein anderer Vergleich noch näher, das Schicksal eines Meisters deutscher Kunst, der auch mitten auf dem Weg zu den Höhen des Ruhms und des Erfolgs der Ächtung der bürgerlichen Gesellschaft verfiel? Der Heim und Broterwerb verlor, da er als Flüchtling in die Irre ging? Richard Wagner! Wunderbare Fügung nur, daß ihm die Ächtung letzten Endes zum Segen wurde statt zum Fluch. Der Irrende gerade fand erst die Stätte, den Schutz, in dem sein Lebenswerk reifen konnte. Der unglückliche Traumkönig aus dem Geschlecht der Wittelsbacher baute nach Jahren der Verbannung dem Meister eine unwirklich schimmernde Welt voll Erfüllung auf, in der die bunte Wunderblume einer überirdischen Kunst zu herrlichster Blüte gedieh.

Das war Wagners Glück. Das war das Glück der Menschheit, die in seinen Werken edelste Schönheit genießt. Hätte das Schicksal diesem Meister nur die Austreibung aus dem Paradies beschieden, nicht auch die Einkehr in jene andre, vollkommenste Geistesheimat, es wäre auch durch Richard Wagners Leben und Werk klaffend der Bruch gegangen. Wie er's getragen [75] hätte, ist schwer zu sagen. Mit kleinlichem Verzagen gewiß nicht; denn er war eine Kampfnatur bei all seiner weichen Verträumtheit. Aber auch er war nur ein Mensch. Und über Menschenkräfte hinauf vermag keiner zu wirken. Ihn führte eine weise, gütige Vorsehung hart vorbei an der Tragödie des verschütteten Quells.

Den Menschen wie den Künstler Karl May hatte die Natur anders gebildet. Er war alles andre mehr als eine Kampfnatur. Im bunten Spiel seiner Schaffensträume, in seiner Phantasie liebte er den Kampf, gestaltete wieder und wieder das Heldenhafte, den Streiter für Licht als Überwinder der Finsternis. Er selbst war nur in einer Hinsicht heldenhaft, kampfbewährt, siegreich: im Kampf gegen sich selbst, gegen alle Neigungen zu Irrung, Abweg, Verfehlung, wie sie in jedem Phantasten schlummern. Und wenn das Wort wahr ist, daß sich selbst besiegen der schönste Sieg sei, dann hat Karl May Anspruch auf den Namen eines solchen Siegers und Überwinders.

Den Mitmenschen gegenüber jedoch war er verzagt und furchtsam. Das ist, so widersinnig es scheint, doch folgerichtig. Die Waffen dieser Mitmenschen waren nicht die Waffen Karl Mays. Er wußte, daß er im Kampf gegen die unerbittliche Selbstgerechtigkeit, gegen Neid und Schadenfreude, gegen zünftige Schnüffelei, gegen die Sucht des Pöbels, Götter zu stürzen und die Entthronen zu beschimpfen, unterliegen mußte; denn er war im tiefsten Kern seines Wesens Edelmensch und als solcher wehrlos in solchem Kampf. Hätte er sonst seine Lebensbeichte in der Form verfaßt, wie sie im ‚Ich‘ tatsächlich [76] vorliegt? Hätte er sich sonst in die Irrgärten des Symbolismus geflüchtet? Mit ein wenig überlegenem Trotz, vielleicht auch mit einer leisen ironischen Geste hätte er sonst wohl manches für sich zu sagen gewußt, was nach seinem Tode die Retter seines Namens und seines Werkes hier in den Jahrbüchern zu sagen verstanden; er hätte Getreue um sich geschart und hätte die Möglichkeit eines Sieges für sich gehabt, hätte vor allem offen sein Leben in einer wirklichen Beichte vor der Mitwelt ausgebreitet mit dem stolzen Schlußwort: *Homo sum!* Das aber vermochte er nicht. Es war ihm nicht gegeben, ging über seine Kraft. Mitten in begeistertem Schaffen traf ihn die Wucht jener unseligen Angriffe. Er wich zurück, verließ den erprobten Pfad und lenkte sein Wollen und Wirken in unfruchtbare Einöden.

Dieser Vorgang ist deutlich erkennbar in der großen Erzählung ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘. Es wird, um den einmal aufgegriffenen Gegenstand erschöpfend zu behandeln, meine Aufgabe sein, in weiteren Untersuchungen nicht nur den Zügen des großen Bruchs in diesem Werk nachzugehen, sondern vor allem auch abzuwägen, vorsichtig zu erfühlen, wie gerade diese Erzählung, unverbogen in den großen Linien, zu einer der farbenprächtigsten Schöpfungen Karl Mays gediehen wäre, wenn ... sie geschwiegen hätten.

Der Bruch im Bau

Von Otto Eicke

I. Das Werk, wie es wurde

Da ich die Feder ansetze zu diesen Betrachtungen, bin ich mir der Verantwortung bewußt, die ich damit übernehme. Vor uns liegt das Lebenswerk Karl Mays. Es ist gewachsen als ein Bau, der ragt, aufragt über unzählig viele, kleine Machwerke, die ihren Schöpfern flüchtigen Ruhm und klingenden Lohn eintrugen. Das Werk des Meisters von Radebeul wuchs rasch ins Gewaltige, gewaltige Schatten werfend. Ungehindertes Schaffen, Sichausleben bis ins Letzte im Märchenreich der lebenswahren, blutvollen Ich-Erzählung, das Sich-verkörpern-dürfen bis in den Alltag hinein in den Lichthelden hellsehender Dichtung wäre für ihn ein Glück gewesen, zu groß, als daß der sagenhafte Neid der Götter nicht hätte erwachen müssen, ihn und sein Glück vom Thron zu stürzen. Und der Götterneid ist erwacht. Eifriger Menschenhände bediente er sich, das Werk zu vollbringen. Und als es vollbracht war, lag eine köstliche Welt in Scherben, waren des ragenden Bauwerks stolze Säulen der Krönung beraubt. Gewonnen? Was war denn dabei gewonnen? Ein Mensch mit seinem Widerspruch war entdeckt. War, meinerwegen, entlarvt. Und die Menschheit war um einen Dichter ärmer, der – wie wenige nur – geschaffen und bestimmt war, ihr den Weg ins Kindheitsparadies der Erdenseele zu weisen.

[78] Das alles habe ich in den zwei Aufsätzen gesagt, die klagen und anklagen: ‚Wenn sie geschwiegen hätten!‘ (im Jahrbuch 1928) und ‚Der verschüttete Quell‘ in diesem Jahrgang (Seite 65). Dort schon hatte ich dem Gedanken Raum gegeben: Müßiges Klagen führt nicht zum Ziel! Voran trägt allein die Tat! Also: Was wäre aus dem Teil von Karl Mays Werk, durch dessen Bau deutlich der Bruch geht, die sichtbare Spur der Erschütterung aus den Tagen der beginnenden Hetze, der Prozesse, der – fast hätte ich gesagt: Kopffjägerei – was wäre aus der Reiseerzählung ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘ geworden – fortan sage ich der Handlichkeit des Wortes wegen kurz ‚Silberlöwe‘ – wenn sie geschwiegen hätten?

Oder sollte man diese Frage besser nicht stellen?

Vor uns liegt das Lebenswerk eines Meisters. Dürfen wir uns unterfangen, es verbessern zu wollen? Ich sage: Ja! Wir dürfen es. Denn wir dienen damit nur – und das allein rechtfertigt das Beginnen – dem Wollen dessen, den wir um seines Werkes willen lieb gewannen. Daß ihm sein Schaffen unterbrochen, daß ihm sein Werkzeug aus der Hand geschlagen wurde, noch bevor er des Baues Krönung fand, noch bevor Alter ihn erschlaffte, war sein Schicksal. Aber es bleibt die Anklage gegen solches Schicksal und damit die Anklage gegen den Klüngel um Avenarius, die Männer, die so kleinlich ‚Literaturkritik‘ vollzogen, bleibt als Makel an ihren Namen; denn sie haben ihre Mitmenschen unwiederbringlich um Feierstunden ärmer gemacht. – Denen aber, die den Meister von Radebeul liebend zu verstehen meinen, darf doch wohl **[79]** das Recht zugestanden werden, aus den Scherben des Werkes, die fremde, übelwollende Hände schlugen, neu aufzubauen, was der Meister einst gewollt. Natürlich wird es ein Versuch sein, nicht mehr. Aber daß es wenigstens ein Versuch mit tauglichen Mitteln wird – um einen juristischen Fachausdruck zu gebrauchen – dafür bürgt der ehrliche Wille des Verfassers, sachliche Textkritik zu üben, und, wo reines Phantasieren über Unfeststellbares, ins Leere hinaus, in Frage kommt, bürgt der Umstand, daß der Verfasser nicht fremd ist in dem Sattel, in dem es hier gerecht zu sein gilt.

Der ‚Silberlöwe‘ ist unzweifelhaft ursprünglich anders gewollt, als er vollendet wurde. Mitten hinein in seine Abfassung fällt ‚die Flucht in die Symbolik‘. Der Ritt, begonnen in der Dschesireh, an den Ufern des Tigris, gedacht als Abenteuerfahrt nach ‚Farsistan‘, abgezielt auf die Entlarvung und Vernichtung einer großen Verbrecherbande (etwa wie die Ausrottung des Schut und seiner Anhänger), diesen Ritt wagte Karl May, da man dem Rappen seiner Phantasie so wegelagernd in die Zügel fiel, nicht mehr durchzuführen. Er bog ab. Er verstellte sich; ja, er versuchte sogar, sich in der Verstellung wohlzufühlen. Sein gesamtes Lebenswerk wollte er fortan nur als Gleichnisdichtung verstanden wissen. Das war die Notlüge des Mannes, der selbst der Notlüge die Berechtigung abspricht! – Das ist eine Feststellung von Tatsachen, kein Werturteil! Wer in seiner Lage hätte ‚sittlicher‘ zu handeln vermocht? Es ging um alles. Und ich verweise noch einmal auf das im vorhergehenden Aufsatz angezogene Wort Huttens, das uns C. F. Meyer in ‚Huttens letzte Tage‘ überliefert:

[80] , ... Das heißt: Ich bin kein ausgeklügeltes Buch.
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.'

Und jedenfalls, die wir die ‚Psychose‘ jener Karl-May-Hetze überwunden haben, die wir freudig Erfrischungstrank schöpfen aus dem Born seiner ursprünglichen, ungehemmten Erzählerlust, uns ist daran gelegen, zu wissen, was uns durch jene gewaltsame Behinderung verlorenging. Den Weg weist uns des Meisters Werk selbst. Wir finden da bei sorgsamer Betrachtung eine stattliche Summe von fein behauenen Bausteinen. Sie sollten alle einmal gewissenhaft ineinandergreifen, sollten eine Art Mosaik ergeben, wie wir das etwa in den ersten sechs Bänden der Werke Karl Mays finden. Teil um Teil einer ausführlich gegliederten Exposition sollte Zug um Zug abgelöst, aufgelöst werden. Jeder bereitgelegte Stein sollte natürlich auch verbraucht werden. Aber es kam anders. Die Bausteine wurden nur zum Teil ihrer Bestimmung entsprechend verwertet. Andere wurden zusammengefügt, wie es anfangs nicht geplant war. Einzelne blieben überhaupt unverwertet liegen. Doch sie tragen ohne Ausnahme das Merkmal ihrer Bestimmung. Sie sind darum recht wohl imstande, dem gewissenhaft Prüfenden zu verraten: Was hat der Meister ursprünglich beabsichtigt? Wie hat Karl May seinen ‚Silberlöwen‘ aufbauen wollen?

Und nun – ans Werk! Beginnen wir

die Sammlung der Bausteine!

Der ‚Silberlöwe‘ wird eröffnet mit einem Vorspiel in Wild-West. Das Stichwort darin, hinweisend auf kommende abenteuerliche Verwicklungen, **[81]** ist Dschafar. Diesen Perser, der das Wörtchen Mirza angeblich nur vor seinem Namen führt, befreit Old Shatterhand aus der Gewalt seines alten Gegners To-kei-chun. Dabei ist zu ahnen, daß Dschafar wahrscheinlich die Berechtigung hat, das Wörtchen Mirza hinter seinen Namen zu setzen, daß dieser also Dschafar Mirza lautet, d. h. daß der Mann ein persischer Prinz ist. Er deutet an, daß er sich im Auftrag des Herrschers in Amerika befindet. Daraus wäre zu schließen, daß sich Karl May den Schah etwa als einen Aman Ullah [1919-1929 Emir/König von Afghanistan] gedacht hat, als einen Mann, der sich mit Reformideen für sein Land trägt und nun einen seiner Vertrautesten zu Studienzwecken ins Ausland sendet. Wobei allerdings die Frage offenbleibt, was ein solcher Abgesandter des Herrschers von Persien ausgerechnet im Wilden Westen zu suchen und zu studieren hat. Eine Lösung wäre etwa die: Dschafar hat sich verpflichtet gefühlt, nicht nur die Städte und das besiedelte Land, sondern auch die Wildnisse der Vereinigten Staaten kennenzulernen; denn der ihn auf die Studienreise schickt, der Schah, ist ein Herrscher auch über Steppen, Ödländereien und Halbwüsten – ähnlich den Gebieten von Wildwest – in denen Nomaden hausen. Für seinen Beauftragten gibt es also möglicherweise auch in diesen Landstrichen allerlei zu beobachten und zu lernen. Mehr können wir dazu nicht sagen. Karl May hat sich offenbar darüber hinweggesetzt, und wir können es mit ihm tun. Wichtiger ist es, uns zu fragen, was dieses Vorspiel, diese Episode als Baustein für das geplante Ganze bedeutet. Dschafar – das soll diese Romaneinleitung doch fraglos andeuten – sollte eine Hauptperson der **[82]** ganzen Erzählung werden. Er schenkt Old Shatterhand zum Schluß einen Chandschar, einen wertvollen persischen Dolch, und zwar mit den Worten:

‚Was ist jetzt bin, das ist Nebensache; was ich dann sein werde, das weiß ich nicht. Aber ich bin überzeugt, daß Ihr von Mirza Dschafar hören werdet, der ein Sohn von Mirza Masuk ist. Merkt Euch diesen Namen! Und damit Ihr zuweilen an mich denken mögt, erlaubt mir, Euch diese Waffe als Andenken anzubieten.‘

Wenn man nun einigermaßen vertraut ist mit der Art Karl Mays, die Verwicklungen in seinen Reiseerzählungen anzuspinnen und zu lösen, so wird man aus dem Gegebenen klar und deutlich die Absicht herauslesen, Old Shatterhand (= Kara Ben Nemsi) im späteren Verlauf der Handlung in Persien in irgendwelche Schwierigkeiten geraten zu lassen, aus denen ihn der Dolch Dschafars – als *Deus ex machina* wirkend – befreit. Das ist ohne Zweifel Zweck und Bestimmung der einleitenden Kapitel, die in Wild-West spielen.

Es folgt im ‚Silberlöwen‘, so wie er uns gedruckt vorliegt, eine Episode, die sich als Auftakt gibt, die hier und da Fäden anspinnt, deren Enden dann im großen Gewebe auch wirklich verknüpft sind, aber nicht – um im Bilde zu bleiben – die Linien des Musters bestimmend, sondern höchstens den Farbton. Hierher gehört vor allem Hannehs nächtliche Unterredung mit Kara Ben Nemsi, ihre Bitte, über Halefs allzu ungezügelter Tatendrang zu wachen. Letzten Endes aber bleiben all diese Dinge eben doch nichts als ein

Zwischenspiel im Werk, wenn nicht ein Fremdkörper, so doch ein entbehrliches Einschleppsel. **[83]** Man könnte sich diese Geschichte vom ‚Löwen der Blutrache‘ samt allem, was dazu gehört, recht gut herausgenommen und als Kleinerzählung etwa in ‚Orangen und Datteln‘ stehend denken. Jedenfalls enthält sie keinerlei zwingende Entwicklungsteile für den ‚Silberlöwen‘, keine ‚Bausteine‘. Das festzustellen, ist hier das einzig Wichtige.

Nun aber beginnt mit dem 11. Kapitel des I. Bandes des ‚Silberlöwen‘ die eigentliche Handlung, und zwar der große Auftakt. Die Sammlung der Bausteine wächst rasch. Am Tigrisufer begegnet Kara Ben Nemsî den Persern. Er erlauscht von ihnen allerlei Geheimnisse, die auf das verbotene Wirken einer geheimen Verbrüderung schließen lassen. Wir erfahren über diesen Bund, daß seine Mitglieder:

1. persische Schmuggler sind,
2. Gewürze paschen (‚Vater der Gewürze‘),
3. zur Zeit Safran- (und Saflor-) Schmuggel betreiben, weil dieser Erwerbszeig besonders einträglich ist,
4. sich in streng gegliederter Ordnung insgesamt als ‚Sillan‘, als ‚Schatten‘ bezeichnen,
5. über sich ein Oberhaupt wissen, das sie ‚Aemir-i-Sillan‘, ‚Fürst der Schatten‘, nennen,
6. sich aber doch in Empörung gegen ihren Herrn befinden und bereit sind, aus der Alleinherrschaft des Aemir (dessen Person in geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist) entweder eine Demokratie oder doch die Herrschaft eines andern zu machen, der ihrer Meinung nach besser auch für das letzte der Glieder des Bundes sorgen würde,
7. einen Duschämbä-i-Mähwajib, einen ‚Montag des Soldes‘, benutzen wollen, um bei der Versammlung **[84]** der Päderahn (Väter) in der Ruine der Mäjmä-i-Yähud (Synagoge) den Aemir-i-Sillan zu stürzen, wahrscheinlich durch Mord zu beseitigen,
8. im Verdacht stehen, zur Sekte der Babi zu gehören, von deren Angehörigen Karl May sagt, daß sie ‚Feinde des Schah sind‘, und daß ‚der Schah eine unerbittliche Verfolgung gegen sie ins Werk setzte, in deren Verlauf viele von ihnen den Martertod starben, andere sich außerhalb des Landes flüchteten‘.

Wer dächte da nicht an den Schut und seine Skipetaren, an die Männer, ‚die in die Berge gegangen sind‘, die alle dem einen Herrn gehorchen, über dessen Wohnsitz und Person kaum die Eingeweihtesten etwas wissen und der gerade auf diese Art, umgeben von dem großen, schützenden Dunkel des Geheimnisses, eine so beispiellose Macht ausübt! So ist es dort in den Schluchten des Balkans. So ist es hier in den Bergen Farsistans. Die Bausteine zeigen die große Verwandtschaft beider Romane in der Anlage der Handlung.

Und nun ist die Spannung erregt. Abenteuer bunter Art bahnen sich an; denn Kara Ben Nemsî und sein getreuer Hadschi Halef Omar geraten in scharfe Fehde mit den geheimnisvollen Männern. In der Schilfhütte setzt sich die Fehde fort. Die Fingerringe des ‚Vaters der Gewürze‘ und seiner Leute, von Kara Ben Nemsî heimlich erbeutet, sind offenbar richtig als Abzeichen der geheimen Verbrüderung erkannt worden (vgl. Koptscha der Skipetaren!). Auch Safi, der die beiden Romanhelden in die Schilfhütte lockt, trägt den Ring, ist also ein Sill. Kara Ben Nemsî und Halef entrinnen natürlich den Gefahren, die hier auf sie lauern (vgl. damit etwa **[86]** die Schluchthütte bei Ostromdscha!). Die Entwicklung wird dabei erweitert. Es ist deutlich die Steigerung zu erkennen. Der umsichtige Halef hat die Taschen des ‚Vaters der Gewürze‘ durchsucht und darin ein Pergament gefunden, ‚eine kleine Planzeichnung‘, so heißt es bei Karl May, ‚aus der ich nicht recht klug werden konnte‘. Kara Ben Nemsî überträgt die Zeichnung in sein Taschenbuch (vgl. den Fund in der Satteltasche des Tibo-taka, Old Surehand Bd. II). ‚Einige kleine Gruppen von kommaähnlichen Strichen hielt ich für bedeutungslos, weil sie aussahen, als ob sie nur gemacht worden seien, um die Feder zu prüfen‘, fährt Karl May fort. ‚Doch blieben sie, wie sich später zeigen wird, meinem Gedächtnis deutlich eingepägt.‘ Dieses ‚wie sich später zeigen wird‘ enthält den besonderen Hinweis auf Zweck und Bedeutung der Planzeichnung als – Baustein, sogar Baustein höheren Grades. Ein Beispiel von vielen für die Art Karl Mays, den Knoten zu schürzen und Spannung zu erregen. Der Verlauf des Romans beweist dann, in welcher Weise er den Knoten löst, die Handlung zum Ganzen rundet, die Spannung aufhebt durch die Erfüllung der im Leser erregten Erwartung. Wir haben hier nämlich einen der ganz in der ursprünglichen Absicht benutzten Bausteine vor uns. Das macht ihn für unsere Absichten nicht etwa wertlos, sondern gerade wertvoll. Er wird uns zum Beispiel, nach dem wir dem Baumeister-Dichter ein wenig von

seiner Arbeitsweise abgucken können. Und das soll uns wertvoll sein für den späteren Teil unserer Bemühungen, das zerstörte Mosaikwerk nach Kräften und möglichst im Sinne Karl Mays zu ergänzen.

[86] Die Handlung schreitet fort, führt den Leser nach Bagdad. Und noch immer werden Bausteine zum Aufbau des eigentlichen Werkes zusammengetragen. Der alte Pole, den der Karl-May-Leser längst kennt, taucht wieder auf. Er will die Geschichte seines Lebens erzählen. Er will. Aber bevor es recht eigentlich dazu kommt, gibt Karl May erst noch mit wunderbar feinem Sinn für Wirksamkeit ein Vorspiel. (Denn ich glaube nicht, daß der literarische Naturbursche von Hohenstein-Ernstthal, der so wirkungssicher drauflos erzählt, gerade in einer gewissen Hemdsärmeligkeit, schon in seinen Erstlingsbüchern: ‚Aus dunklem Tann‘, ‚Der Waldschwarze‘, in den Früh-Erzählungen, die sich heute im ‚Professor Vitzliputzli‘ und im ‚Zauberwasser‘ finden, daß dieser Köhner aus dem Handgelenk bei Dumas, Zola, Edgar Allan Poe u. a. m. in die Schule gegangen ist. Er hat hier einfach – und solche Leistungen sind in der Kunst Gott sei dank viel häufiger, als es sich die zünftige Kritik und Kunstgeschichte ahnen läßt – aus eigenster Quellfrische gestaltet. Und zwar köstlich!) Der Pole bemerkt erst vorsichtig, er habe einen Rat nötig. Dann fragt er nach der Gul-i-Schiraz. Der Leser horcht auf: Aber der Vorhang senkt sich sogleich wieder. Im Dunkel rascheln die Geheimnisse, deren Umriss gerade nur ganz leise sekundenlang angedeutet waren. Stimmung wie im Kinderzimmer fünf Minuten vor der Christbescherung, wie vor Aufziehen des Vorhangs im Theater. Und das – ist eins der Rätsel der Wirksamkeit Karl Mays. Erst nachdem der dicke Kepek seine Purzelbäume geschossen hat (Hanswurst als ‚retardierendes Moment‘; sagt der Kritiker vom **[87]** Fach!), nachdem der Leser noch eine gründliche Weile hingehalten worden ist, beginnt die Aufzeigung der Bausteine.

Der Pole erzählt. Wir hören die Geschichte seines Lebens. Wichtig ist darin der Umstand, daß er in eine persische Familie hineingeheiratet hat. (Kara Ben Nemsis Ritt geht ja nach Persien!) Zuletzt erzählt er aus der Zeit seiner Kämpfe gegen die persischen Schmuggler, aus der Zeit seiner Niederlage. Der Leser erfährt dabei folgendes:

- 1a. Knotenpunkt der Schmuggerei sind die Ruinen von Babylon.
- 1b. Genauerer Ort ist der Birs Nimrud.
- 1c. Safi und Aftab, die beiden Sill, spielten schon damals eine Rolle.
- 1d. Beschreibung der unterirdischen Lagerräume der Pascher und des unterirdischen Gefängnisses.
- 1e. Der ‚Säfir‘ wird erwähnt.
- 1f. Beschreibung des ‚Säfir‘ und seiner gewohnheitsmäßigen Gebärden.
- 1g. Erwähnung der Gul-i-Schiraz. Vermutungen dazu.
- 1h. Die Beschreibung der unterirdischen Räume wird fortgesetzt.
- 1i. Der Pole liefert sogar eine Zeichnung dazu. Die Stachelschweine werden erwähnt.
- 1k. Die Zeichnung des ‚Vaters der Gewürze‘, des Pädär-i-Baharat, taucht wieder auf. Begründete Vermutung, daß sie den Lageplan des Eingangs zu den unterirdischen Räumen darstellt.

Alles, alles Bausteine! Auch das noch ein Baustein: der Ausgang des Gesprächs mit dem Polen, das mit einem Hinweis auf eine glückliche **[88]** Lösung der Wirrungen endet, in die der Alte verstrickt ist: seine Angehörigen könnten noch leben und wiedergefunden werden, er selbst könnte noch einmal loskommen von der finsternen Zwangsherrschaft des Säfir und seiner ‚Schatten‘.

Im II. Band geht Karl May nun an die

teilweise Verwertung der gesammelten Steine zum Aufbau.

Die Handlung ist lebhaft, immer voll Spannung. So wie diese Kapitel sah in der ursprünglichen Vorstellung des Meisters zweifellos der ganze ‚Silberlöwe‘ aus, und man braucht mit der hier herrschenden Lebenswärme der Handlung und Blutfülle der Personen nur die Bände III und IV mit ihrem langsam sich hinschleppenden Gang der Ereignisse, mit ihrem Hang zu grüblerischer Besinnlichkeit in den Gesprächen, mit der bewußten Verflüchtigung von Gegenständen und Personen ins Gleichnishafte zu vergleichen, um den großen Riß erschreckend klaffen zu sehen, der durch dieses Werk, der mitten durch Karl Mays gesamtes Schaffen geht. Wir vergegenwärtigen uns durch eine Art Szeneneinteilung so kurz wie möglich den Gang der hier abrollenden Ereignisse:

2a. Im Khan Iskenderijeh. Mit Hilfe der Ringe lockt Kara Ben Nemsis aus den Boten des Säfir (vgl. 1e) die Meldung über die ‚Leichen‘ und über die Karwan-i-Pischkhidmät Baschi heraus. Ein geplanter Überfall der

Karwan wird vermutet.

2b. Im Menzîl von Hilleh. Die Ghasai-Beduinen, die sich für Solaib-Araber ausgeben. Der vereitelte Pferderaub.

[89] 2c. Am Birs Nimrud. Der Aufbau schreitet fort. Auf dem Tigris erscheinen Fahrzeuge. Bringen sie die ‚Leichen‘ des Säfir? Für die Pferde wird ein Versteck gesucht. Dabei stößt man auf die Spuren der Stachelschweine (vgl. 1i). Die Erwähnung dieser Tiere durch den Polen gewinnt an Bedeutung.

Die folgenden Ereignisse sind für unsre Zwecke, Sammlung und Benutzung der Bausteine aufzuzeigen und daraus für die Wiederherstellung der ursprünglichen Planung zu lernen, ohne Bedeutung. Dann aber:

2d. Vor Gericht in Hilleh. Der Säfir (vgl. 1e) tritt auf: Kara Ben Nemsi erkennt sofort den Mann, den ihm der alte Pole in Bagdad als seinen Peiniger geschildert hat, erkennt ihn besonders an seinen gewohnheitsmäßigen Gebärden (vgl. 1f).

2e. Im Khan Mohawid. Begegnung mit der Karawane des Statthalters.

2f. Der Zusammenbruch. Kara Ben Nemsi hat Gelegenheit, sich selbst in dem von dem Polen geschilderten unterirdischen Gefängnis der Pascher umzusehen (vgl. 1d und 1h). Durch den ‚Gang der Stachelschweine‘ (vgl. 1i) entweicht er. Hier ist der Baumeister so recht am Werk. Einer um den andern der zurechtgelegten Bausteine wird verwertet.

2g. Osman Pascha greift ein.

2h. Abrechnung mit dem Säfir. Kara Ben Nemsi sieht sich nun als freier Mann in den unterirdischen Räumen um (vgl. 1d, 1h, 1i). Er nimmt auch dem Säfir den Ring. Das scheint wieder Exposition zu sein. Wie gedachte Karl May diesen Ring später zu verwerten? Exposition, Bausteinsammlung ist hier auch das: Kara Ben Nemsi reizt den Säfir, das **[90]** Geheimnis der rätselhaften Oberhäupter des Bundes, der Gul-i-Schiraz und des Aemir-i-Sillan, wenigstens annähernd zu verraten. Es heißt da:

‚Die Gul-i-Schiraz? Die Biwä-i-Hakim (Witwe des Herrschers), die Schems-i-Dschamal (Sonne der Schönheit), unsre Sitarä-i-Dschira (Stern der Begeisterung), die so tief im Verborgenen wohnt, daß selbst ich sie nur dreimal gesehen habe? Unsre schöne, unsre herrliche Königin, vor der wir alle unsre Häupter und unsre Knie beugen, Sie, deren Blick die Herzen bezaubert und deren Stimme zu den schwersten, den verwegenen Taten begeistert, sie willst du kennen ...‘ (Vgl. 1g.)

‚Ich brauche dich nur zu fragen nach dem Namen unsres höchsten Gebieters, nach Dscha – – –‘

‚Du meinst Dschafar, den Aemir-i-Sillan?‘

‚Ja, ja, den meine ich! ...‘

Was soll das andeuten? Neue Rätsel türmen sich auf. Ihre Lösung werden wir selbst versuchen müssen. Die Exposition erreicht den Höhepunkt, besonders im folgenden:

2i. Glückliche Lösung. In dem Geld-, Gold- und Juwelenkasten des Säfir findet Kara Ben Nemsi ein Schmuckstück, eine Art Medaillonbild, ein Doppelporträt, das er rasch an sich nimmt.

‚Ich kannte den Perser, dessen Konterfei ich vor mir sah. Es handelte sich nicht um eine zufällige Ähnlichkeit, sondern er war es, war es unbedingt und ohne Zweifel selbst, nämlich Dschafar, mit dem ich damals drüben im Westen der Vereinigten Staaten zusammengetroffen war. Neben ihm sah ich ein wunderschönes, orientalisches Frauenangesicht mit geheimnisvollen Dunkelaugen, aber kalten, **[91]** unerbittlichen Lippen und rätselhaften Sphinxzügen ... Das Original zu diesem weiblichen Porträt war sicher keine im Harem psychisch vernachlässigte, sondern ganz gewiß eine geistig bedeutende Persönlichkeit. Und als ich schärfer hinschaute, bemerkte ich unter den Bildern zwei feine, in das Gold des Rahmens gegrabene Unterschriften. Diejenige, welche unter dem männlichen Porträt stand, lautete ‚Dschafar Mirza‘ und die unter dem weiblichen ‚Schazadeh Khanum Gul‘.

Diesen Bausteinen kommt eine Bedeutung ersten Ranges zu. Näher aber werden wir uns mit ihnen erst im folgenden zu befassen haben. Jetzt sind wir noch immer beim Zusammentragen von Baustoff und bei der Betrachtung des Meisters, dessen Hand schon Stein um Stein zum Werk fügt. So gleich im folgenden, da Kara Ben Nemsi die unterirdischen Räume wieder ordnungsgemäß verschließt. Er bringt es fertig, weil er die Planzeichnung des Pädär im Taschenbuch und die ‚Probestrichlein‘ darunter im Gedächtnis trägt, ja mehr als das, weil er die Strichelchen als Keilschriftzeichen erkannt und gelesen hat (vgl. 1k). Der Baustein, noch einer von denen, die für diesen Teil des Werkes bestimmt waren, ist verbraucht. Daß der Pole sein Vermögen, von dessen Verlust er erzählte, wiedererhält, leitete schon hinüber zum Schluß dieses

Romanteils, der wieder ein Stück Entwicklung darstellt, einen Baustein. Hat sie die eine Hälfte des Hinweises auf eine glückliche Lösung der Schicksalsfragen des Polen Dozorca erfüllt, so wird mit einem erneuten Hinweis auf Gottes Allmacht ein versöhnlicher Abklang und zugleich ein Spannungserreger [92] für das Kommende gefunden. Wird Kara Ben Nemsis in Persien etwa auch die Angehörigen des Polen ausforschen und lebend dem Alten zuführen?

Ein Gebäudeteil ist vollendet. Art und Weise des Meisters, zu arbeiten, haben wir sorgsam kennengelernt. Nun finden wir aber auch nur noch wenige Bausteine. Dann gähnen uns die Trümmer an, und wir werden zusehen müssen, was wir aus den Resten schaffen können.

Der II. Band schließt mit einem Zwischenspiel, das wieder (wie ‚Der Löwe der Blutrache‘) nur ein Einschleppsel ist. Und doch hat Karl May es so gestaltet, daß sich am Schluß ein offenbar unentbehrlicher Baustein findet. Es ist das Wiedersehen mit Marah Durimeh, offenbar absichtsvoll gestaltet. Besonders der Schluß, die letzten Worte, die sie an Kara Ben Nemsis richtet. Sie schenkt ihm dabei, wie einst in Amadijah (vgl. ‚Durchs wilde Kurdistan‘), einen Talisman, der ihm gegebenenfalls in Not und Bedrängnis kräftige Hilfe bringen soll. Später, wenn wir vom Aufbau reden, werden wir zu zeigen versuchen, wie auch dieser Baustein – der in der vorliegenden Fassung des ‚Silberlöwen‘ unbenutzt blieb – Verwendung finden sollte.

Mit Beginn von Band III finden wir Kara Ben Nemsis und Hadschi Halef Omar beim Kaffeewirt in Basra, bereit, nun die eigentliche Fahrt hinauf ins persische Hochland zu beginnen. Eine neue Entwicklung setzt ein, gegliedert in zwei Teile. Zwei Bausteine gewinnen wir, von denen der eine von Karl May später sichtlich anders verwertet wurde, als geplant war, der andere aber gänzlich unbenutzt [93] im Bauschutt liegenbleibt. Sir David Lindsay taucht auf, den jeder Leser der Bände 1 – 6 als einen alten Bekannten begrüßt. Das verspricht heitere Zwischenfälle, Ungeschicklichkeiten von seiten des Graukarierten, die Karl Ban Nemsis dann auszugleichen hat usw. Doch wir wollen nicht vorgreifen. Es kommt alles doch ganz anders. Lindsay will mit nach Persien, wird aber dann wider Willen von seinem adelstolzen, anmaßenden Verwandten zu Schiff mit fortgeschleppt. Auch nach Persien! Buschehr und Schiras werden als Ziele dieses Verwandten Lindsays genannt. Dann schließt sich sozusagen der Vorhang. Wir haben einen Baustein. Der andre steht dicht daneben. Mit Hilfe der Ringe erbeutet Halef von dem Wirt einen Brief. Der Wirt ist nämlich auch ein Sill, ein Hehler der Pascher offenbar. Kara Ben Nemsis – auch hier wieder das Aufdecken der Geheimnisse Zug um Zug, um die Spannung zu erhöhen – ermittelt weiter, daß der Schreiber des Briefes ein gewisser Esara el Awar ist (Esara der Einäugige), der in Korna wohnt, der Empfänger aber, ein gewisser Ghulam, der den Beinamen ‚el Multasim‘ (Pächter, Staatspächter) führt, wohnhaft an der Straße nach – ? Mit einem Fragezeichen schließt diese Enthüllung. Schließt dieses 1. Kapitel des III. Bandes, das ein Auftakt ist zur großen Fahrt ins Ungewisse, Abenteuerliche. Schließt aber auch die ganze großangelegte Reiseerzählung in ihrer ursprünglichen Fassung. Klang bisher gleichsam die Weise dieser Dichtung hell und froh in Dur, war straff im Rhythmus wie ein lebenbejahendes Wanderlied, so setzt der Meister plötzlich mit fremden Klängen ein in schwermütige Figuren, [94] in Moll, in müden Rhythmen. Die ‚Schatten‘ seines Lebens und Wirkens – nicht jene Sillan vom Tigris und von den kurdisch-persischen Bergen – waren inzwischen über ihn gekommen. Wir stehen am Ende, am traurigen Ende – so meine ich, und so meinen Tausende von begeisterten May-Freunden – am Ende der Betrachtungen über das Werk, wie es wurde. Nur ganz kurz müssen wir einen Blick auf

die Gleichnisdichtung

werfen, als die das Werk zu Ende geht. An anderer Stelle haben andre darüber geschrieben. Uns kümmern nur ihre großen Züge und die Punkte, an denen Bausteine, behauen und geformt für den ursprünglichen Plan, in die veränderte Ausführung des Werkes hinübergenommen sind; denn wir müssen sie da sorgsam herauslösen, um sie – neben den gänzlich unbenutzt gebliebenen – nun im ursprünglichen Sinn des Meisters zu verwenden.

1897 hatte Karl May die beiden ersten Bände des ‚Silberlöwen‘ herausgegeben und 1898 jenen oben erwähnten Anfang des Bandes III (die Lindsay-Begegnung) geschrieben. Allerlei Umstände hinderten ihn an der Fortsetzung. 1899/1900 unternahm er seine große Orientreise. Inzwischen setzten die bekannten Pressekämpfe ein. Als der Dichter vier Jahre später, 1902, den ‚Silberlöwen‘ III vollendete und ihm 1903 den Schlußband IV angliederte, entging keinem seiner Anhänger die veränderte Schreibweise.

Karl May fügte zunächst wiederum eine in sich abgeschlossene Erzählung ein, die er kurz zuvor unter dem Titel ‚Am Tode‘ in einer Zeitung veröffentlicht **[95]** hatte. So setzt der Fortgang des ‚Silberlöwen‘ ein: ‚Sihdi, wie denkst du über das Sterben?‘ Freilich, da Halef fortan nicht mehr der Hadschi mit der Kurbatsch und den elf Barthaaren, nicht mehr der oberste Scheik der Haddediyn vom großen Stamm der Schammar, sondern die Anima des gleichfalls symbolisch verflüchtigten Kara Ben Nemsi sein sollte, also die Verkörperung des Triebhaften, der zwar vergnüglichen, gut bürgerlich gedacht nicht einmal anstößigen Schlacke am Menschen, aber eben doch der Schlacke, so mußte dieser Halef von Rechts wegen, wenn anders der schlackenfreie Edelmensch aus dieser geistigen Alchimistenküche hervorgehen sollte, auf möglichst rasche, wenn auch sanfte Art und Weise zum Tode geführt werden. Nun, es ist nicht geschehen. Karl May liebte das possierlichste Kind seiner harmlosen Dichterträume zu innig, um es dem Moloch Kritik in den Rachen zu schieben. Er behalf sich anders. Er schuf eine Handlung, die wenigstens nicht völlig stehenblieb, so reichlich sie auch von Anspielungen, Betrachtungen, Zwiegesprächen und auch schmerzvoller Abwehr gegen seine Peiniger – alles immer rein gleichnishaft! – durchsetzt war. Ja, Karl May wehrte sich, griff sogar an. Und merkte es nicht, wie sehr er sich selbst widersprach, wenn er im gleichen Atemzug Kara Ben Nemsi dem Ustad predigen läßt: ‚Deine Vergangenheit, deine Feinde, dein Schatten hinter dir, die ‚Leichen‘ alle in deinem ‚Grabe‘ sind es nicht wert, daß du auch nur ein Wort, einen Gedanken an sie verschwendest.‘ Im übrigen, das hier zu sagen erfordert die Billigkeit, möchte ich den Menschen sehen, der sich an seiner Stelle nicht gewehrt hätte. **[96]** Andre an seiner Stelle hätten vielleicht ganz anders um sich geschlagen und hätten weniger gelitten, weniger still geblutet als Karl May.

Doch zurück zum Weg, der uns zum Ziel führen soll! Nachdem das Abenteuer mit den Massaban glücklich überstanden ist, kommen die beiden Weltbummler Kara Ben Nemsi und Hadschi Halef Omar im Haus des Ustad zur Ruhe. Sonst ein ganz unmöglicher Zustand! Sie genesen von schwerer, ja schwerster Krankheit und würden hier vielleicht, abgesehen von seelischen Kämpfen und solchen, die mit rein geistigen Waffen auszufechten sind, für undenkbar Zeit in tatenloser Ruhe verharren, wenn – Karl May sich nicht vor die heikle Aufgabe gestellt sähe, den auf dieser von wirklichen Menschen bewohnten Erde begonnenen Roman in der Schattenwelt der Gleichnisse doch wenigstens so zu Ende zu führen, daß ein leidliches Ganzes dabei herauskommt. Eine heikle Aufgabe, sage ich, und jeder Mann vom Fach wird mir zugestehen, daß er sie wahrscheinlich nicht lösen möchte, daß sie wirklich zufriedenstellend wohl kaum zu lösen ist, und daß die Lösung, die Karl May fertig brachte, ein Muster darstellt und darum höchste Anerkennung verdient.

Der Rittmeister bricht ein in den Frieden der Dschamikun. Dabei – als er nach dem Pedehr fragt – hören wir, daß dieser durch seinen Vater Abd el Fadl mit Marah Durimeh verwandt ist, ebenso der Ustad. Langsam, zögernd greift die Hand des Meisters wieder nach den erst halb verwerteten Bausteinen. Auch der Rittmeister verrät sich durch seinen Ring als Sill. Als er dem **[97]** Pedehr gegenüber auf seine Macht pocht, bezieht er sich auf einen ‚der mächtigsten Männer im Reiche des silbernen Löwen‘, auf Ghulam el Multasim. Natürlich ist dieser Mann, ein Pächter der Staatssteuern, ein Schurke; denn er ist einer der Anführer im Bunde der Sillan. Und nun taucht, begleitet von elf Reitern, dieser Ghulam el Multasim persönlich auf. Kara Ben Nemsi fordert den Gefürchteten, der als Bluträcher kommt, heraus, indem er durchblicken läßt, er wisse von den Beziehungen zwischen ihm und Esara el Awar, zwingt ihn zum Verzicht auf die Blutrache gegen die Kalhuran und Dschamikun und lenkt sie auf sich. In der Begleitung des Steuerpächters befindet sich Ahriman Mirza. Auch mit ihm gerät Kara Ben Nemsi hart zusammen. Es dreht sich um den Dolch des Mirza, der dem Chandschar Dschafars bis ins kleinste gleicht. Während Ghulam die Beteiligung der Fremden an dem geplanten Wettrennen anbietet, bringt Ahriman Mirza den Vorschlag: Tifl soll Nachfolger des Ustad werden und eine persische Prinzessin zur Frau bekommen. Alles natürlich Gleichnisse, deren Deutung uns hier nicht angeht. Soweit aber diese Gleichnisse Schlüsse zulassen auf ursprüngliche Absichten Karl Mays, müssen wir sie ins Auge fassen, ebenso, soweit hier Bausteine in Betracht kommen. Wie ich das meine, davon später! Wir wollen zu Ende kommen mit dem Werk, wie es wurde. Es bleibt uns da zur kurzen Betrachtung noch der IV. Band des ‚Silberlöwen‘.

Er enthält den Zusammenbruch der groß angelegten Verschwörung des Scheik ul Islam und des Aemir-i-Sillan (Ahriman Mirza) gegen den **[98]** Schah und seine Getreuesten, also die Dschamikun unter Führung ihres Ustad. Am Schluß steht das Wettrennen und seine Begleitereignisse. Überflüssig zu sagen, daß dieses Rennen natürlich völlig aus dem Rahmen der ursprünglichen Pläne Karl Mays für den ‚Silberlöwen‘ herausfällt. Spuren eines Zusammenhangs mit der ‚Bausteinsammlung‘ finden sich höchstens an folgenden

Stellen: Agha Sibill und die andern Angehörigen des alten Polen tauchen auf. Zuletzt erscheint der Pole in der Stadt des Ustad, mit ihm Kepek. Die so lange Getrennten werden glücklich vereinigt. Aber das läuft nur so nebenher. Karl May hat die Liebe zu seinen Verwicklungen und ihren Lösungen verloren. Die Gleichnisse sind ihm wichtiger geworden. Ghulam el Multasim wird als Meuchelmörder gefangen. Man findet bei ihm das Täliq-Alphabet, den Schlüssel zur Entzifferung jenes Briefes aus Basra, der einen Mordbefehl gegen Dschafar Mirza enthält. Das Tuman-Siegel läßt Schlüsse auf die Person des Absenders, des Aemir-i-Sillan, zu. Gleiche Schlüsse sollen dann wohl aus der überraschend aufgefundenen Reitpeitsche gezogen werden, ebenso aus der Turbanagraffe (vgl. die Koptscha der Skipetaren).

Die schaurigen Erlebnisse in den unterirdischen Räumen unter den Ruinen sind zu beachten. Vielleicht hat Karl May hier ursprünglich bestehende Pläne nur umgeformt. Wie er ja auch alles umformte, was er durch sein Wiederzusammentreffen mit Marah Durimeh für den ‚Silberlöwen‘ anspann. Schakara, der Ustad sprechen von ihr, Ahriman Mirza nennt sie seine grimmigste Gegnerin, sonst nichts. Immer wieder dieselbe Erscheinung in diesem [99] IV. Band des ‚Silberlöwen‘, der ihn als Fremdartiges im Verhältnis zum Ganzen kennzeichnet: Ursprünglich mühsam behauene Bausteine werden, sofern sie nicht achtlos beiseite bleiben, dann in gänzlich andern Sinn, zu gänzlich andern Zwecken verwendet. So ist es auch mit den Vorgängen, die darin gipfeln, daß Kara Ben Nemsis die Versammlung der Päderahn in der Synagoge belauscht. So ist es mit dem Erscheinen Dschafars, der fast beiläufigen Erwähnung des Engländers David Lindsay, der persönlich überhaupt nicht mehr auftritt, mit der Rolle, die das Doppelporträt noch spielt, ja schließlich mit der Gul-i-Schiraz selbst, die eigentlich ohne jede Vorbereitung der Art, wie sie Karl May sonst bei solchen Geheimpersonen anwendet (man vergleiche damit etwa nur den Besuch beim Geist der Höhle = Marah Durimeh in ‚Durchs wilde Kurdistan‘), beim Wettrennen und beim Endkampf erscheint.

Ich persönlich – und es wird mir gewiß nicht allein so gehen – kann, wenn ich die deutlich erkennbaren Ansätze mit der Ausführung vergleiche, das Gefühl nicht loswerden: Kara göz ojunu! Schattenspiel! Oder mir ist, als hätte man auf einen Dom, begonnen etwa in klar aufstrebender Gotik, wie in heillosester Verwirrung von Sinn und Geschmack chinesische Türmchen mit geschnäbelten, glockenbehängten Dächern aufgesetzt.

Und darum scheint es mir nicht nur ein Recht, sondern fast eine Pflicht der Karl-May-Freunde, die Vollendung des ‚Silberlöwen‘ in seiner ursprünglichen Gestalt zu versuchen. Genug also mit diesen Betrachtungen über das Werk, wie es wurde! Die [100] Vorarbeit ist getan. Trachten wir nun nach dem Aufbau! Bemühen wir uns um das Werk, wie es werden sollte!

II. Das Werk, wie es werden sollte

Wer ein reicher Mann ist, ein großes Grundstück erwirbt und nun etwa auf den Gedanken verfällt, sich auf seinem neuerworbenen Grund und Boden nach eignen Angaben einen Park im Stil der Gärten von Versailles anzulegen, der wird nicht umhin können, die Richtlinien Le Nôtres, des Gartenkünstlers der französischen Prunkkönige, seinen Geschmack, seine Feinheiten, seine Kniffe zu studieren. Erst wenn er mit diesen Dingen gründlich vertraut ist, kann er ans Werk gehen. Am Werk aber wird er sich immer und immer wieder fragen müssen: Wie hätte in meiner Lage ein Le Nôtre die gegebenen Möglichkeiten, das Gelände, den Baumbestand usw. benutzt? Das ist ein Gleichnis und soll dazu dienen, uns zu zeigen, wie wir uns zu verhalten haben bei Beantwortung der Frage: Wie sollte der ‚Silberlöwe‘ Karl Mays ursprünglich zu Ende gebracht werden? Wir haben zum Bau des Werkes die Steine gesammelt. Wie sie zusammenzufügen sind, werden wir nun herausfinden, wenn wir uns dabei ständig die Arbeitsweise Karl Mays vor Augen halten. Diese Arbeitsweise kennzeichnet sich vor allem durch zwei – stillschweigend erwachsene und stillschweigend befolgte – Grundsätze:

1. Zurückgreifen auf früher geschilderte Ereignisse und Personen.

[101] 2. Unwillkürliche Wiederbenutzung früher erprobter (und zwar selbst erprobter) technischer Mittel der Erzählerkunst.

Daß ich diese ‚Grundsätze‘ nicht aus der Luft greife, bestätigt eine recht aufschlußreiche Zwischenbemerkung Karl Mays, die sich im II. Band des ‚Silberlöwen‘ gleich am Anfang des letzten Kapitels findet. Karl May sagt da:

‚Es gibt im inneren und äußeren Leben des Menschen nichts, was man als vollständig und für immer abgeschlossen bezeichnen darf, vielmehr ist alles, was geschieht, die Frucht eines vergangenen Tages, die den Kern zur Weiterentwicklung ihrer Art in sich trägt ...‘

Das klingt freilich ganz, als sollte es eine Lebensweisheit sein, geboren aus wirklich gemachten Erfahrungen. Soll es auch sein. Aber Karl May gibt damit an der betreffenden Stelle einen Hinweis auf kommende Teile der Romanhandlung (seine Wiederbegegnung mit Marah Durimeh), die er damals noch – kurz vor dem ‚Bruch‘ – mit seinem wirklichen Erleben gleichsetzt. Somit bildet für uns diese Vorbemerkung eine eigenhändige Glosse Karl Mays über seine Arbeitsweise und eine Bestätigung des Grundsatzes Nr. 1. Für den Grundsatz Nr. 2 aber lassen sich die Bestätigungen dutzendweise aus Karl Mays Werken herauslesen. Solche beliebte technische Hilfsmittel Karl Mays sind etwa: Überrumpelung überlegener Gegner dadurch, daß er sie von der Überlegenheit seiner Machtmittel (Henrystutzen) überzeugt, bevor es zum Kampf kommt. Oder: Der Rausch wird zum Verbündeten des grundsätzlich nüchternen Helden (Befreiung der Kurden aus dem **[102]** Festungskerker in Amadijah, das Überlisten des Kaffeehauswirtes in Basra, der im Rausch das Geheimnis des Multasim Ghulam ausplaudert). Oder: Zur Erreichung drastischer Wirkungen Einführung eines mindestens äußerlich scharf gegensätzlichen Freundespaars (Davy und Jemmy, Pitt Holbers und Dick Hammerdull, Timpe und Timpe in ‚Halbblut‘ usw.). Ich glaube, das genügt zur Erhärtung der Grundsätze, damit wir uns ihrer bei unserm Aufbauwerk unbedenklich bedienen können. Es ergeben sich nämlich, wenn wir dies tun, zunächst

einige große Richtlinien für die Fortführung des ‚Silberlöwen‘.

Als Karl May seinen ‚Silberlöwen‘ schrieb, hatte er über die Wirkung seiner Reiseerzählungen in weitesten Leserkreisen bereits gründliche Erfahrungen gesammelt, und diese Erfahrungen mußten ihm zeigen, daß kein Werk seinen ‚Winnetou‘ an Wirkung übertraf, und daß vom ‚Winnetou‘ wieder gerade der (zuletzt geschriebene!) I. Band die größte Begeisterung erweckte. Lag da nicht der Gedanke – man könnte geradezu sagen: die Versuchung – nahe, die in diesem Band als wirksam erprobten technischen Mittel in veränderter Form nochmals zu erproben? Eine Vermutung! wird man mir zubilligen. Nach Grundsatz 2 nicht ganz unbegründet! wird man bestenfalls zugeben. Aber nicht mehr!

Ich aber kann diese Vermutung auf einen greifbaren Hinweis stützen. Der Hinweis heißt: der Chandschar Dschafars! Ich will mich deutlicher erklären. Worin bestand denn der – wenn ich mich **[103]** so grob ausdrücken darf – besondere Trick in ‚Winnetou‘ Band I? Old Shatterhand hält es, um die Guten, die er liebt, die Apatschen, zu retten, mit den Bösen, den Kiowas, und wird mit ihnen gefangen. Dann heißt es: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen! Und kein nüchterner Beurteiler der Sachlage gibt mehr einen Pfifferling für das Leben des Helden und seiner Freunde. Er aber beißt sich doch heraus. Er kämpft sich frei. Aber er hätte das gar nicht einmal nötig gehabt; denn er trug bereits in seiner Ölsardinenbüchse den Freiheitsbrief bei sich. Nun wird man freilich nicht glauben dürfen, Karl May hätte beabsichtigt, diese Ereignisse im ‚Silberlöwen‘ einfach plump abzuklatschen, nur mit veränderten Personen und veränderter Umgebung. Aber die Hauptzüge scheint er zur Wiederholung doch im Auge gehabt zu haben. Wieso und wie, davon später. Jedenfalls führt die Haarlocke Winnetous, die dort eine so große Rolle spielt, hier den Namen: Chandschar Dschafars. Alles Weitere über diese Behauptung wird an anderer Stelle zu sagen sein.

Einen andern Fingerzeig über die ursprünglichen Pläne Karl Mays gibt uns, wenn wir uns auf Grundsatz 2 stützen, meines Erachtens der Verlauf der Dinge im IV. Band des ‚Silberlöwen‘ in der vorliegenden Fassung. Karl May erdichtet dort als Schauplatz der Handlung einen weiten Ruinenbezirk dicht bei der Siedlung der Dschamikum und schildert die grauenvollen unterirdischen Kanäle und Wasserbecken unter den Ruinen. Vielleicht – so meine ich – hat es schon ursprünglich in seinem Plan gelegen, einen solchen Ruinenbezirk im persischen **[104]** Hochland zum Hauptschauplatz entscheidender Ereignisse zu machen. Dafür spricht, wie gesagt, Grundsatz 2. Die Wirksamkeit solcher unheimlicher Gemäuer und ihrer Schächte, Gänge und Kammern, Brunnen, Kanäle und Wasserlöcher als Ort der Handlung hat Karl May, als er den ‚Silberlöwen‘ schrieb, hinreichend gekannt. Man vergleiche hier die Ruinen von Baalbek, die Krokodilshöhle von Maabdah, die unterirdischen Gemäuer bei Siut, den Schacht und die Verliese im Bergwerk von Almaden alto. Als Bestätigung meiner Vermutung kommt hinzu, daß in der Exposition des ‚Silberlöwen‘ selbst erstens der ‚Vater der Gewürze‘, als er von der gegen den Aemir-i-Sillan bestehenden Verschwörung spricht, die Ruine der Mäйма-i-Yähud, der Synagoge, erwähnt und daß zweitens der Säfir, als er sich überrumpeln läßt und wider Willen ein gut Teil der Geheimnisse der rätselhaften Gul-i-Schiraz preisgibt, von ihr sagt: ‚die so tief im Verborgenen wohnt, daß selbst ich sie nur dreimal gesehen habe ...‘ Es ist nach all dem Gesagten wohl nicht allzu kühn, eine Ruinenstadt mit unterirdischen Gängen, Kanälen usw. als Schauplatz eines Teiles auch der ursprünglich geplanten Ereignisse anzunehmen.

Und nun noch eine dritte Vermutung über Karl Mays eigentliche Absichten, die unter den Gesichtspunkt des Grundsatzes Nr. 2 fällt. Schon bei der ‚Sammlung der Bausteine‘ hatte ich mehrfach Gelegenheit, vergleichend auf die Reiseerzählung hinzuweisen, die die ersten sechs Bände der Gesamtwerke Karl Mays füllt. Eine Ähnlichkeit in der Gesamtanlage mit dem ‚Silberlöwen‘ ist ja auch insofern **[105]** unverkennbar, als es sich hier wie dort für Kara Ben Nemsi und seinen Halef darum handelt, eine gemeinschädliche, der jeweils bestehenden staatlichen Ordnung und ihren Gesetzen feindliche, übers ganze Land verzweigte Verbrüderung zu entlarven; an deren Spitze steht ein nur dem Titel nach bekanntes, schier allmächtiges Oberhaupt; ihre Glieder erkennen sich untereinander an einem geheimen Abzeichen, leisten sich jeden Vorschub, schrecken vor keinem Verbrechen zurück usw. usw. Sieht man schon durch dieses Doppel in der Anlage des Ganzen unsern Grundsatz Nr. 2 gleichsam bestätigt, so werden wir ihn umgekehrt auch als Stützpunkt nehmen können für die Vermutung, Karl May habe im ‚Silberlöwen‘ ähnlich wie in jenen 6 Bänden fortzufahren geplant. In beiden Fällen also zuerst das Zusammentreffen mit den äußersten Vorposten des Feindes, von denen man nicht viel mehr als die Bestätigung des Bestehens des Bundes und den Titel des unbekanntes Oberhauptes erfährt. Dann wiederholen sich die Zusammenstöße mit dem Feind; die Gegner werden immer gefährlicher. Kara Ben Nemsi muß immer ernsteren Gefahren sich entringen, erfährt aber auch immer mehr über die feindliche Stellung. Dabei findet er hier und da noch Gelegenheit, andern unschuldigen Opfern des Geheimbundes, wohl gar alten Bekannten von früher her, Leben und Freiheit zu retten. Zu solchem Zweck hat Karl May doch ganz offenbar den Engländer David Lindsay in Basra auftreten und sich von Kara Ben Nemsi wieder trennen lassen. Er sollte in Buschehr, Schiras oder anderswo genau so, wie seinerzeit im Karaul des Schut und in der Juwelenhöhle des schurkischen **[106]** Kohlenbrenners, in höchste Lebensgefahr geraten und von Kara Ben Nemsi und Halef gerettet werden. Endlich aber ist er bis dicht vor die letzte Stellung des Feindes gelangt. Er nimmt sie – mehr mit List als mit Gewalt. Der Bösewicht aber verfällt – nicht der Rache des Verfolgers, sondern einem plötzlich hereinbrechenden Gottesgericht.

Diese großen Richtlinien wollen wir feststellen und nun endlich die Frage erörtern:

Wie sollten die restlichen Bausteine ursprünglich verwendet werden?

Über die Person des Engländers David Lindsay und seines Verwandten – sagen wir: seines Veters – ist im Vorhergehenden schon das Wichtigste gesagt. Es wäre durchaus der Verlauf der nächsten Kapitel des III. Bandes so denkbar: Kara Ben Nemsi und der Hadschi dringen vor ins persische Bergland. Bei einem Kurdenstamm, mit dem sie irgendwie feindlich zusammenstoßen, treffen sie auf einen persischen Handelsmann, der sich als Agha Sibil, der Schwiegervater des Bagdader Bimbaschi, entpuppt. Karl May könnte sich die Verwicklungen auch so gedacht haben, daß die Helden bei den Kurden scheinbar unlöslich in der Klemme sitzen. Da erscheint Agha Sibil, der bei den Kurden in großem Ansehen steht und Einfluß auf sie hat. Er spricht mit den Gefangnen, und Kara Ben Nemsi errät aus dem Namen Agha Sibil, wen er vor sich hat. Sie reden vom Tode, der den Gefangnen sicher bevorzustehen scheint, da äußert der pfiffige Hadschi, den Tod fürchte er nicht. Die Toten befänden sich bisweilen ganz wohl. Er kenne einen **[107]** solchen Toten, von dem er dem Agha herzliche Grüße auszurichten habe.

Bis hierher verständnisloses Kopfschütteln auf der andern Seite. Dann aber greift Kara Ben Nemsi ein, bestätigt Halefs scheinbare Flunkereien und bezeichnet als den fraglichen Toten den alten Polen, den jetzigen Miralai, den Herrn des dicken Kepek. ‚Dozorca?‘ fährt Agha Sibil auf. ‚Was weißt du von ihm?‘ Und nun geht es ans Berichten. Das Ende ist, daß der in Freude und Dankbarkeit erglühende Agha zugunsten der Gefangnen eingreift. Nicht aber, daß sich Kara Ben Nemsi und Halef Leben und Freiheit schenken ließen. Das wäre ganz gegen die Art Karl Mays, seine Helden einer Gefahr entrinnen zu lassen. Nein, die Kurden müssen überlistet und gedemütigt werden. Wie das im einzelnen wohl ausgefallen wäre, hätte Karl May seinen ‚Silberlöwen‘ unbehindert weiterschrieben, ist natürlich nicht mehr zu erraten. Hier könnte nur freies Spiel der ungehemmten Phantasie versuchen, die Lücke zu schließen.

Doch weiter! Ich zielte eigentlich auf den Engländer ab. Agha Sibil, der doch als Handelsmann weit in allen Gegenden Persiens herkommt, hat nun erfahren, daß die beiden Helden mit den Sillan zusammengestoßen sind und daß vor allem auch das Unglück seiner eignen Familie zum guten Teil von den Sillan verschuldet wurde; denn hätte der Säfir seinerzeit den Polen nicht seines Vermögens beraubt und ihn fortan in Bagdad wie seinen Gefangnen gehalten, so hätte Dozorca die Nachforschungen nach den Seinen

ungehindert betreiben können und die Familie wäre vielleicht längst wieder **[108]** vereint (die Frau und die Kinder leben ja noch, etwa in Isphahan oder Teheran, im Hause des Agha Sibil). Leise teilt der Agha den Rettern seines Schwiegersohnes mit, was er so hier und da im Lande über die geheime Verbrüderung und ihr Treiben gehört hat. Er habe sich immer vorsichtig von dieser ganzen Sache ferngehalten. Der Schah sei zwar der Herr im Lande, aber die Macht hätten die Sillan. Also sei es für einen klugen Mann, der in Frieden seinen Geschäften nachgehen wolle, geraten, in dem heimlichen Krieg zwischen Staatsgewalt und Geheimbund unbeteiligt zu bleiben. Ein Beispiel erzählt er noch für die Dreistigkeit der Sillan – immer warnend den Finger an den Lippen –, ein Korsarenstückchen der Bande, wovon er ganz bestimmt wisse. Da sei ein Bevollmächtigter der englischen Regierung – nicht offiziell freilich – im Lande erschienen, begleitet von einem Freunde und einem Verwandten. Die drei, doch gewiß als Staatsangehörige des allmächtigen englischen Reiches unantastbar für jedermann, seien verschwunden, weggefangen von den Sillan, natürlich, um schweres Lösegeld von ihnen zu erpressen. Aber selbst wenn sie bezahlten, ihr ganzes Vermögen opferten, würden die Gefangnen die Freiheit nie wiedersehen, damit sie nicht als Rächer und Ankläger gegen die Sillan auftreten könnten. (Bei dieser Linienführung der Handlung verfare ich nicht nur nach dem Grundsatz: Verwendung der Bausteine im ursprünglichen Sinn, sondern auch nach dem oben angeführten Grundsatz 2: Wiederverwendung erprobter technischer Mittel der Erzählerkunst.) Hadschi Halef stutzt. Kara Ben Nemsî warnt mit Blicken und erfragt scheinbar nur **[109]** nebenbei Näheres über die Engländer. Kein Zweifel, es handelt sich um Lindsay und die Seinen. Halef wird immer ungeduldiger, macht sich bemerkbar, aber Kara Ben Nemsî scheint blind und taub und zügelt geschickt den Übereifer des Kleinen. Endlich, als nichts mehr zu erfahren ist, bricht er das Gespräch ab. Nun aber, unter vier Augen, packt ihn der Hadschi an. ‚Sidhi, ich ... ich zweifle an der Länge deines Verstandes.‘ ‚Ich denke, nur an der Breite?‘ schmunzelt der andre. ‚Nein, diesmal auch an der Länge.‘ Und nun geht Halef ins Zeug. Kara Ben Nemsî foppt ihn eine Weile (– alles nach Grundsatz 2!) und bekennt endlich, er habe natürlich längst gemerkt, daß es sich um Lindsay handle, und sei entschlossen, den Freund und einstigen Gefährten aus der Gewalt der Sillan zu befreien. Aber er habe sich dem braven Agha Sibil in dieser Beziehung absichtlich nicht anvertraut; denn der Agha sei offenbar ein Hasenfuß und als Verbündeter nicht zu gebrauchen, und ob er als überflüssiger Mitwisser verwegener Pläne ganz zuverlässig sei, stehe noch im Zweifel usw. usw. Kurz und gut, Schweigen sei Gold, und sie wollten auf eigne Faust handeln.

Den Rest des Ergänzungsbandes vom ‚Silberlöwen‘ denke ich mir nach der ursprünglichen Planung nun ausgefüllt von dem großen Abenteuer, das in der Befreiung David Lindsays und der Seinen aus den Händen der Sillan gipfelt. Vielleicht sollten sich dabei ähnliche Ereignisse abspielen wie seinerzeit am Kohlenweiler in dem wilden Balkantal, in der hohlen Eiche und in der Juwelenhöhle. Natürlich kein seichter Abklatsch! Karl May hat immer verstanden, seinen ‚Wiederholungen‘ eine neue Färbung und **[110]** damit frische Eigenart zu geben. Auf alle Fälle war Sir David keck und zuversichtlich, vertraute fest auf das Erscheinen seines deutschen Freundes und verspottete seine Feinde, während sein Vetter verächtlich von den beiden Landstreichern sprach, die er in Basra schon so von oben herab behandelt hatte. Und als er schließlich diesen Landstreichern Leben und Freiheit verdankt, ist der stolze Lord arg gedemütigt, während Sir David schmunzelnd triumphiert. So könnte der Ergänzungsband mit einem heitern Einschlag schließen, doch mit dem Ausblick auf neue, schwerste Kämpfe und Gefahren; denn so sehr Lindsays Vetter auch droht und Rache gelobt, noch lebt der Bund der Sillan, und der Engländer ist nicht der Mann, dieses riesenhafte Gespenst der Schatten zu bannen. Ob fortan Lindsay und die beiden Haupthelden beisammen bleiben? Doch wohl! Sir David wird sich nun von seinem Freund nicht wieder trennen, wohl aber von dem Vetter, der seine eigenen Wege geht. Einen solchen Begleiter seines Kara Ben Nemsî hätte Karl May ganz gewiß nicht durch die Hauptereignisse des IV. Bandes hindurchgeschleppt.

Ehe wir uns aber nun von der Befreiung des Engländers weg- und neuen Ereignissen zuwenden, möchte ich noch auf eine Eigenart der Arbeitsweise Karl Mays hindeuten und daraus für die vorliegende Untersuchung meine Schlüsse ziehen. Ich zog soeben die Ereignisse bei der Juwelenhöhle zum Vergleich heran. Erinnerung der Leser, wie hier durch Belauschen eines Gesprächs zwischen dem Köhler und dem angeblichen Geologen, dem Abgesandten des Schut, neue Aufschlüsse über bisher **[111]** Unbekanntes gegeben und somit kommende Ereignisse vorbereitet werden? Das entspricht ganz der Gepflogenheit Karl Mays, Geheimnisse nach und nach zu entschleiern und für den kommenden Höhepunkt der Romanhandlung vorzuarbeiten. Genau so, denke ich mir, wäre er auch im ‚Silberlöwen‘ verfahren. Mit

andern Worten, ich nehme an, im Laufe des Befreiungswerks für Lindsay und seine beiden Begleiter belauscht Kara Ben Nemsis die Sillan, die die Engländer gefangenhalten, und hört von ihnen allerlei über die geheimnisvolle Ruinenstadt, zu der die Mäjma-i-Yähud gehört, der Versammlungsort der Päderahn am ‚Montag des Soldes‘, hört Näheres über Tag und Stunde, da die Verschwörung gegen den Aemir-i-Sillan losbrechen soll, und erfährt auf diese Weise vor allem, wo Ghulam el Multasim wohnt, dessen Brief er ja noch bei sich trägt. Und als er dann nach Befreiung der Engländer zu neuen Taten aufbrechen kann, ist er entschlossen, die Ruinen aufzusuchen und bei Ghulam el Multasim, dessen Wohnsitz ihm am Weg liegt, den Schritt in die Höhle des Löwen zu wagen und den Brief abzugeben. Er ist ja eingeweiht in alles, besitzt die Ringe, sogar den des Säfir, und traut es sich zu, bei dem Multasim als Sill aufzutreten, ohne entlarvt zu werden. Dagegen ist er entschlossen, Ghulam zu entlarven und zur Strecke zu bringen.

Der IV. Band des ‚Silberlöwen‘ endlich sollte sich mit seiner Handlung nach allem, was wir hier ermittelt haben, um drei Hauptpersonen drehen: Ghulam el Multasim, Dschafar, und zwar Dschafar, vermutlich Prinz, und die Gul-i-Schiraz, die Schahzadeh **[112]** Khanum Gul. Ghulam el Multasim wohnt an der Straße nach – hier stockte die Mitteilung des betrunkenen Kaffeehauswirtes in Basra, – wir aber wollen einmal so kühn sein und annehmen: an der Straße nach Schiras. Er ist Steuerpächter. Sein Besitztum mag den Charakter eines landwirtschaftlichen Großsitzes gehabt haben. Dort dringt Kara Ben Nemsis ein, den Brief des Esara el Awar abzugeben. Geöffnet hat der Überbringer das Schreiben nicht (so wollte es ja Karl May gemäß seiner Darstellung der Ereignisse in Basra). Es stünde ja auch einem Kara Ben Nemsis trotz aller Feindschaft gegen die Sillan nicht recht an, das Briefgeheimnis zu verletzen; wenn Old Shatterhand sich einmal anders verhält, nämlich in Montevideo (vgl. ‚Am Rio de la Plata‘), so lagen damals die Dinge anders. Jener Brief betraf ihn selbst. Für ihn selbst hing manches vom Inhalt des Empfehlungsschreibens ab. Und auch dort hätte er niemals eigenmächtig die Siegel verletzt, hätte das nicht ein Zufall für ihn besorgt. Drittens mußte er sich im vorliegenden Fall hüten, das Siegel mit dem Sa und dem Lam zu beschädigen, wenn der Empfänger keinen Verdacht schöpfen und den Überbringer freundlich empfangen sollte. Und gerade davon hing ja so viel ab; denn alles, was er über die Sillan noch nicht wußte und doch wissen wollte und mußte, konnte Kara Ben Nemsis ja seiner Überzeugung nach von keinem rascher und zuverlässiger hören als von Ghulam el Multasim. Er wagt also kurz entschlossen den Gang in die Höhle des Löwen. Sein Hadschi muß dabei, so sehr er sich auch sträubt, ‚in Reserve‘ bleiben, nämlich zur Gesellschaft des Engländers, **[113]** der sich weder als entflohener Gefangener der Sillan im Hause des Multasim sehen lassen, noch als Europäer unter der Flagge eines Sill auftreten kann.

Es handelt sich an dieser Stelle nun zunächst darum: Was wird aus dem T ä l i q - A l p h a b e t , bestimmt für Ghulam, den Dschellad, von dem Karl May in der uns vorliegenden Fassung des IV. Bandes spricht, jenem Schlüssel der Geheimschrift, in der der Brief des Esara el Awar geschrieben ist? Jedenfalls doch eine brauchbare Idee, die wir bei unserm Aufbau mit verwenden können. Etwa so: Ghulam läßt sich täuschen. Er sieht den Ring (Ring des Säfir) an Kara Ben Nemsis Hand und empfängt ihn als ‚Herr Bruder‘. Offenbar hält er ihn für einen ihm persönlich noch unbekanntem Anführer der Sillan, und zwar aus der Zweiggruppe Bagdad. Er nennt ihn mit einem türkischen Namen – er hat also den Besuch dieses Anführers mit wichtiger Botschaft erwartet – und sagt: ‚Ich sehe den Ring des Säfir an deiner Hand. Das ist das Zeichen, daß du der Rechte bist. Gib ihn mir und stecke wieder den eignen an!‘ Wie gut, daß Kara Ben Nemsis auch noch den Ring des ‚Vaters der Gewürze‘ bei sich trägt. Er gehorcht und spielt sich nun als einer der ‚Väter‘, als Pädär auf. Er gibt an, über das im Birs Nimrud versteckte Paschergut gesetzt zu sein. Dort weiß er ja Bescheid. Auf die Frage, ob er denn dort abkömmling sei, erwidert er, dort sei ein großes Unglück geschehen, erzählt von der Ausräucherung und bringt Ghulam in Wut und Entsetzen. In dieser Verfassung wird Ghulam unvorsichtig. Dafür müsse blutige Rache geübt werden, sagt er, das komme von der Mißwirtschaft, **[114]** die der Aemir habe einreißen lassen. Nun, die nächste Versammlung der Päderahn werde dem ein Ende machen. Während seines Tobens wird er abgerufen. Kara Ben Nemsis bleibt eine Weile allein. Schon will er ärgerlich sein über die Störung seiner Erkundung, da bemerkt er ein Büchlein, das Ghulam auf einem Sitz- und Liegepolster in der Ecke achtlos hat liegen lassen. Rasch greift er danach und entdeckt darin das T ä l i q - A l p h a b e t . Es wird ihm nicht schwer, sich die Umnummerierung der Buchstaben (vgl. Band IV) einzuprägen. Dann rasch das Buch wieder an seinen Platz.

Da kommt Ghulam auch schon zurück. Er ist noch sehr erregt, verrät nun genau Ort, Tag und Stunde der Versammlung der Päderahn und fragt Kara Ben Nemsis, ob auch er dort erscheinen werde. Dieser sagt zu.

Da sieht ihn der Multasim von der Seite an. „Ist dir der Inhalt des Schreibens, das du überbracht hast, bekannt?“ – „Nein.“ – „Hast du den Brief heimlich geöffnet?“ – „Multasim, willst du mich beleidigen und das Angesicht eines Freundes schamrot machen?“ – „Beruhige dich! Es war nicht so gemeint. Ich sehe ja, daß die Siegel unverletzt sind.“ – „Aber deine Worte klangen wie Mißtrauen.“ – „Ich will dir beweisen, daß ich dir vertraue. Da, nimm und lies!“ Er reicht Kara Ben Nemsis das Schreiben und lächelt überlegen, da dieser mit nicht eben geistreicher Miene lange, lange darin herumstudiert. „Nun, hast du gelesen?“ – „Ja, aber ich kann kein Wort entziffern.“ – „Das glaube ich dir. Es ist eine Geheimschrift. Oh, wenn du wüßtest, was auf diesem Papier steht! Aber du wirst es erfahren, wenn du zur Versammlung kommst.“ Kara **[115]** Ben Nemsis weiß es aber schon. Er hat mit Hilfe eines ausgezeichneten Gedächtnisses und einer raschen Auffassungsgabe die richtigen Buchstaben an Stelle der falschen gesetzt und so den Brief gelesen. Er enthält den Auftrag an Ghulam, am bestimmten Tage den tödlichen Streich gegen den Aemir-i-Sillan zu führen. Der Absender, der den Auftrag erteilt, ist Esara el Awar, ein Freund des Säfir. Diese beiden sind offenbar das Haupt der Verschwörung.

Sobald Kara Ben Nemsis den Inhalt des Briefes kennengelernt hat, brennt ihm der Boden unter den Füßen. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, so schnell wie möglich von Ghulam fortzukommen; denn er sieht sich plötzlich vor eine neue, schwere und dringende Aufgabe gestellt. Er will nämlich – den Aemir-i-Sillan vor seinen Feinden warnen. Das scheint auf den ersten Blick Tollheit; denn dieser Aemir ist doch das Oberhaupt gerade der Verschwörer- und Schmugglerbande, gegen die Kara Ben Nemsis kämpft. Ganz richtig! Aber er ist zugleich auch – so glaubt Kara Ben Nemsis wenigstens mit gutem Grund – sein Freund und einstiger Gefährte Dschafar Mirza. So unerhört das klingen mag: Dschafar, der doch im ‚Vorspiel in Wild-West‘ als ein Edelmensch und als Freund und Vertrauter des Schah geschildert war, derselbe Dschafar nun plötzlich der Anführer einer Bande von Paschern, Betrügern, Räubern, Mördern und Staatsverbrechern! Es ist doch ursprünglich so von Karl May gedacht, wenigstens scheinbar so. Wenn er auch in der vorliegenden Fassung des IV. Bandes plötzlich ohne alle Umschweife Ahriman Mirza als Aemir-i-Sillan **[116]** auftreten läßt. Dieser Ahriman – das sagt schon sein Name, der die Verkörperung des Bösen und der Dunkelheit im Gegensatz zu Ahuramazda oder Ormuzd, dem Gott des Guten und des Lichts, bedeutet – dieser Ahriman fällt ganz aus dem Rahmen der wirklichkeitsnahen ursprünglichen Planung des Romans heraus. Obendrein sagt es ja Karl May auch ganz deutlich, läßt es den gefangenen Säfir am Birs Nimrud in seiner ohnmächtigen Wut gegen Kara Ben Nemsis (Band II) herausschreien:

„Ich brauche dich nur zu fragen nach dem Namen unsres höchsten Gebieters, nach Dscha – – –“

„Du meinst Dschafar, den Aemir-i-Sillan?“

„Ja, ja, den meine ich ...“

Und auf dem Doppelporträt, das Kara Ben Nemsis in der Schatztruhe des Säfir findet, ist Dschafar, bezeugt durch eine Unterschrift, neben der Schahzadeh Khanum Gul abgebildet, die doch unzweifelhaft personeneins ist mit der Gul-i-Schiraz, der Frau, die nach den Worten des Säfir alle Sillan ‚zu den schwersten, der verwegenen Taten begeistert‘. Wie Karl May selbst dann im jetzigen IV. Band dieses Rätsels löst, diesen Widerspruch aufklärt – allerdings ohne gerade diese Hauptsache, wie ursprünglich geplant, scharf in den Vordergrund zu rücken –, so werden auch wir das Rätsel lösen müssen. Und zwar wird es, wie es Karl May gewiß ursprünglich gewollt hat, das, was man einen Knalleffekt nennt, sein müssen. Vorerst aber waltet das Rätsel noch, soll noch walten, und Kara Ben Nemsis wird dadurch getrieben, alles daranzusetzen, den Dolch des Meuchelmörders von dem Aemir-i-Sillan fernzuhalten. Daß er trotzdem dann beabsichtigt, seinem **[117]** Freunde Dschafar seine Sünden vorzuhalten und ihn auf nachdrücklichste Art zur Abkehr von seinen bösen Wegen zu ermahnen, das bleibt deshalb unberührt bestehen. Er hat sich schon ungefähr seinen Plan gemacht. Nur kommt dann alles anders. Anders kommt es übrigens auch hier, wo wir im Aufbau der Handlung steckengeblieben waren und schilderten, wie Kara Ben Nemsis auf ein Mittel sinnt, so rasch und unauffällig wie möglich von Ghulam loszukommen.

Daß Kara Ben Nemsis sich einfach unter einem glaubhaften Vorwand von Ghulam verabschiedet, seine in einem Versteck wartenden Gefährten aufsucht und dann weiterreitet, Dschafar zu suchen, wäre nicht nach der Art Karl Mays. Hier muß es erst noch eine Verwicklung geben. Und wer Karl Mays Art und Weise, den Knoten der Handlung zu schürzen, kennt (wieder unser Grundsatz Nr. 2!), der ahnt das Kommende fast mit zwingender Notwendigkeit voraus. Halef und Lindsay leiden doch beiden an einem oft unangebrachten Tatendrang. So sind sie auch hier irgendwie unvorsichtig gewesen und – festgenommen worden. Die Leute

Ghulams bringen die beiden als Gefangne. Sie haben irgend etwas angestiftet. Nun großes Verhör. Halef flunkert. Lindsay schimpft. Aber sie verraten sich nicht. Verraten auch nicht, daß sie den Gast des Multasim kennen. Sie werden eingesperrt. Nachts befreit sie Kara Ben Nemsi heimlich, verhilft ihnen wieder zu ihren Pferden und Waffen und sagt: ‚Rasch fort! Ich komme nach! Dort und dort treffen wir uns.‘ Er selbst freilich darf nicht heimlich entweichen. Der Multasim soll ihm doch weiter vertrauen; denn er **[118]** muß damit rechnen, erst in der Versammlung der Päderahn bis zu Dschafar vordringen zu können. Also läßt er einen Diener Ghulams die Flucht der Gefangnen entdecken, und als nun alle in größter Verwirrung und Aufregung sind, erbietet er sich, da er das beste Pferd besitzt, zur Verfolgung. Begleiter lehnt er ab. Sie könnten der Schnelligkeit seines Rappen doch nicht folgen. Er täuscht vor, eine Art Spur zu haben, wird von Ghulam mit den besten Wünschen entlassen und reitet davon. ‚Auf Wiedersehen zur Versammlung in der Ruine!‘ Bald hat er die Gefährten eingeholt. Auf Schleichwegen geht es weiter.

Bei dieser Lösung wird im Zusammenhang mit der Person Ghulams zwar der Brief und das Täliq-Alphabet, nicht aber das Tuman-Siegel, die Reitpeitsche und die Turbanagraffe verwendet. Das alles sind ja auch nicht Bausteine, die aus der Exposition (Band I und II) bereitliegen, sondern Dinge, die erst in der endgültigen Fassung des IV. Bandes auftauchen, gewiß recht brauchbare Einfälle darstellend, aber somit keine zur Wiederherstellung der ursprünglichen Planung unentbehrliche Bausteine. In meiner Lösung kann ich sie nicht verwenden; denn sie dienen dazu, den suchenden Kara Ben Nemsi allmählich auf die Person des Aemir-i-Sillan hinzuführen. Nach meiner Linienführung aber soll der Held auf ganz andre Weise zur richtigen Lösung des letzten Geheimnisses der Sillan kommen. Und diese Linienführung habe ich nicht eigenwillig oder gar willkürlich begonnen, sondern habe mich dabei leiten lassen von der Rolle, die, nach der Exposition zu urteilen, Karl May ganz offenbar seinem Freunde Dschafar zugedacht hat.

[119] Wir kommen nun allmählich zum Ende. Kara Ben Nemsi mit seinen Begleitern erkundet unter allerlei Fährnissen und Kleinabenteuern das Ruinenfeld. Über die Person des Aemir-i-Sillan und die Wohnung der Gul-i-Schiraz kann er nichts weiter ermitteln. In den Ruinen gibt es allerlei auszuspueren. Hier hätte Karl May gewiß seine Phantasie wieder in üppigster Weise blühen lassen. Die Gefährten werden versteckt. Er selbst macht sich rechtzeitig auf, um zur bestimmten Stunde in der Versammlung der Päderahn in der Mäjmä-i-Yähud zu erscheinen. Den Weg dahin hat er bereits ausgekundschaftet. Er führt vom Versteck der Freunde aus durch allerlei unterirdische Gänge usw. Da plötzlich sieht er sich vor einem unerwarteten Hindernis. Der Weg ist ihm versperrt. Eine Wand oder Tür, die vordem nicht da war, verschließt ihm den Weg. Alle Mühe, durchzukommen, ist umsonst. Er weicht seitlich aus. Verirrt sich. Gerät in furchtbarste Gefahr. Und die Zeit eilt. Die Stunde des Versammlungsbeginns ist da. Dschafar bedroht! Der Dolch des Meuchelmörders muß schon gezückt sein. Da – in letzter Minute stürzt Kara Ben Nemsi auch noch ab, rutscht einen schräg abwärts führenden Schacht in die Tiefe und landet unten wohlbehalten in einer Tropfsteingrotte, die er von den Erkundungsgängen mit den Freunden her kennt. Ganz in der Nähe befindet sich der Eingang zur Ruine der Mäjmä-i-Yähud. Er eilt dorthin. Der Ring weist ihn beim Posten aus. Er tritt in die Halle.

Fackellicht, viele Männer in Waffen, der Aemir-i-Sillan, die Maske vorm Gesicht, spricht zur Versammlung. Dschafars Stimme ist das nicht. Aber **[120]** daran ist wohl die seltsame Akustik des Raumes schuld, die jedes halbwegs laute Sprechen zu einem Dröhnen macht. Kara Ben Nemsi will sich unauffällig vordrängen, um nahe an den Aemir heranzukommen. Es gilt ja, ihm die Warnung vor dem Meuchelmörder heimlich zuzuflüstern oder – sollte sich das als unmöglich erweisen – ihn nötigenfalls mit eigener Hand, mit eigener Waffe vor der Heimtücke der aufrührerischen Päderahn zu beschützen. Das alles hat Kara Ben Nemsi schon im voraus sorgsam erwogen. Hat auch mit seinem Gewissen gesprochen, das ihn anklagen wollte, weil er einen Anführer von Verbrechern zu retten bereit ist. Ganz richtig hat er darauf der anklagenden Stimme in seinem Innern geantwortet, daß der Bund der Sillan mit einem andern Oberhaupt als Dschafar an der Spitze noch viel gefährlicher und bedrohlicher für den Staat, den Herrscher und alle Guten sein müßte. Denn Dschafar ist ganz gewiß kein Bösewicht. Vielleicht verfolgt er nur eigenmächtige politische Ziele, und seine Anhänger mißbrauchen ohne sein Wissen die Macht des Bundes zu verbrecherischen Zwecken. Ihm müssen nur die Augen geöffnet werden, so wird er erschrecken, wird einhalten auf dem bisher begangenen Weg und wird seine Sillan in alle Zukunft vom Verbrechen fernhalten oder das Gefüge des Bundes zerstören. Das alles hat Kara Ben Nemsi erwogen. Das alles rechtfertigt sein Vorhaben hier in der

Versammlung der Päderahn. Das alles will er mit Dschafar besprechen. Voraussetzung aber zum Gelingen all dieser Pläne ist die Errettung Dschafars vom Dolch des Meuchelmörders.

[121] Die Männer, durch deren Reihen er hindurch will, mustern ihn mit bösen Blicken. Ein Gedränge entsteht. Ein Flüstern, ein Murren wird laut. Waffen klirren. Der Aemir-i-Sillan, noch immer von erhöhtem Platz aus sprechend, bezieht die störenden Geräusche auf sich. Lauter erhebt er die Stimme: ‚Was höre ich? Widerspruch? Ja, ich weiß, daß unter euch Verräter sind, die meine Macht heimlich bekämpfen. Ich warne die Aufsässigen. Furchtbare Rache wird sie treffen. Die Klinge des Henkers ist schon bereit ...‘ Weiter kommt er nicht. Seitlich von ihm ist Ghulam el Multasim hervorgetreten. Als wollte er die Worte seines Herrn unterstreichen, hat er den langen persischen Dolch gezückt. Jetzt erhebt er Arm und Stimme: ‚... ist schon bereit, das Urteil an dir zu vollziehen.‘ Er stößt zu. Der Aemir wankt, schreit, fällt, schlägt schwer vornüber und liegt regungslos. Ein furchtbarer Tumult erhebt sich. Kara Ben Nemsi ist zu spät gekommen. Jetzt hat er den Thron erreicht, von dessen Stufen herab der Aemir gesprochen hat. Er starrt entsetzt auf den Ermordeten. Er kümmert sich nicht um das Getöse, den Waffenlärm hinter sich, nicht um die Rufe ‚Verrat! Verrat!‘ Er bezieht ja das alles auf die Ermordung des Aemir. Rasch bückt er sich nieder zu dem Regungslosen. Vielleicht ist noch Hilfe möglich. Er reißt die Maske von des Aemirs Gesicht und – starrt verblüfft in fremde Züge. Das ist gar nicht Dschafar. Eine leise Ähnlichkeit mit Dschafar weisen diese Gesichtslinien auf. So müßten Dschafars Züge aussehen, die Kara Ben Nemsi als ruhig, ebenmäßig, edel, männlich-schön in der Erinnerung hat, übertragen ins Rohe, Wild-Leidenschaftliche, verhärtet, aller edlen Beseelung [122] beraubt. Der Kniende ist blind und taub. Der Aemir-i-Sillan ein Fremder! Das also ist des Rätsels Lösung. Er sinnt und staunt, indessen das Getöse um ihn bald aufbrandet, bald verebbt. Da hört er hinter sich einen Ruf. ‚Das sind die Anführer! Drauf! Aber lebendig müssen wir sie haben. Schlagt sie nieder!‘ Er will sich erschrocken umsehen. Da trifft ihn ein Hieb, der ihn besinnungslos niederstreckt.

Hier ist der Punkt der Handlung erreicht, an dem – unter Berücksichtigung der oben aufgestellten Richtlinien für die Fortführung des ‚Silberlöwen‘ – die Ähnlichkeit mit ‚Winnetou‘ Band I in die Erscheinung zu treten hätte. Was ist geschehen? Der Schah ist bei weitem nicht so unwissend und untätig gewesen, wie die Sillan geglaubt haben. Er hat nur so lange gezögert, einzugreifen, weil er sah, wie weit sich die Fäden dieser Verschwörung verzweigten. Er wollte einen Schlag führen, mit dem er seine Feinde in ihrer Gesamtheit traf, und darum hat er bis zu dieser Versammlung der Päderahn gewartet, über die er durch seine Späher im voraus vollkommen unterrichtet war. Der Streich – die Umzinglung der Ruinen – ist geglückt. Die Sillan sind in der Gewalt des Schah bzw. seiner Truppen, sind erschlagen, erschossen, erdolcht oder gefangen. Und gefangen ist auch Kara Ben Nemsi. Er trägt den Ring eines Anführers der Sillan an der Hand. All sein Einspruch nützt ihm nichts. Seine Pässe, sagt man, hätte er wahrscheinlich einem von den Sillan ermordeten Fremden abgenommen. Vergeblich beruft er sich hier in Persien auf sein Eingreifen am Birs Nimrud und auf Osman Pascha (vgl. Band II). [123] Dazu kommt, daß er über das Schicksal seiner Gefährten im Ungewissen und in größter Sorge ist. Eine böse Lage! Ja, wenn er Zeit gewinnen könnte, nur Zeit! Denn man will ihn kurzerhand richten.

Da besinnt er sich auf den Chandschar Dschafars (vgl. die Haarlocke Winnetous!). Dschafar ist doch ein persischer Prinz, also ein Verwandter des Schah. Vielleicht hilft der Dolch. Man hat ihn gebunden, aber ihm nichts genommen. Er erreicht es, mit einem Särtix (Oberst) sprechen zu können und übergibt ihm den Dolch. Noch bevor er ein Wort dazu sagen kann, fährt dieser auf: ‚Woher hat du die Waffe?‘ – ‚Sie ist ein Geschenk von Dschafar Mirza.‘ – ‚Hund, du lügst! Du hast den Chandschar gestohlen.‘ – ‚Särtix, würde ich dann so dumm sein, ihn dir zu zeigen? Du sollst meinen Worten nachforschen ...‘ – ‚Das werde ich tun.‘ – ‚So wirst du erfahren, daß ich die Wahrheit gesprochen habe, und wirst dir die Dankbarkeit des Mirza erwerben, dessen Wille es nicht sein kann, daß sein Freund von euch als Verbrecher behandelt wird.‘ Der Stein ist ins Rollen gebracht. Nicht allzu lange braucht Kara Ben Nemsi zu warten, so zeigt sich die Wirkung des Zaubermittels. Ein hoher Offizier tritt vor den Gefangnen hin. Es ist – Dschafar. Die Freude ist groß. Kara Ben Nemsi ist frei. Halef und der Engländer werden aufgespürt. Noch niemand hat sie entdeckt.

Dschafar nimmt die Freunde mit sich. Und nun die Frage: ‚Effendi, was hattest du bei den Sillan zu suchen?‘ – ‚Ich wollte dich retten.‘ – ‚Mich retten?‘ Kara Ben Nemsi erzählt. Dschafar schüttelt den Kopf. ‚Wie konnte der Säfir mich für den [124] Aemir-i-Sillan halten?‘ – ‚Daran werden wohl – verzeih‘ meine Offenheit, o Mirza – deine Beziehungen zu der Schahzadeh Khanum Gul, der Gul-i-Schiraz schuld

sein.' Dschafar ist entsetzt. ‚Was – was weißt du von der Gul-i-Schiraz?‘ Wieder erzählt Kara Ben Nemsî und zeigt Dschafar das Doppelporträt.

Damit würde die Handlung in die Bahnen zurücklenken, die Karl May in der vorliegenden Fassung des ‚Silberlöwen‘ Band IV, selbst vorgezeichnet hat. Dschafar erzählt darauf, nur ausführlicher, als es bei Karl May geschieht, von seiner Liebe zu der schönen, rätselhaften Gul-i-Schiraz. Er hat sie geliebt mit glühendem Herzen. Aber er fand hinter ihrer Schönheit nicht das Weib im edlen Sinn des Wortes, sondern nur den Dämon Weib. Da wandte er sich blutenden Herzens ab von ihr. Sie aber schenkte ihre Gunst seinem Stiefbruder. Ihn konnte sie zu ihrem willenlosen Werkzeug machen. Er stellte sich an die Spitze der Sillan, deren Bund der Gul dazu dienen sollte, den Schah zu stürzen und ihren Geliebten auf den Thron zu erheben. An seiner Seite wollte sie dann herrschen, herrschen, herrschen. Das war ihr Traum vom Glück. An Dschafar aber wollte sie Rache üben. Und zwar so: Nachdem ihr Ziel erreicht war, mußte sie sich der Sillan auf rascheste Art entledigen. Sie wollte mit Hilfe der Militärmacht ihre einstigen Helfer ausrotten. Daß ihr nachmaliger Gatte, Dschafars Stiefbruder, dabei nicht bloßgestellt würde, dafür sorgte sie im voraus, indem sie die Leute sich selbst ergeben machte, im übrigen aber aussprengte, Dschafar sei der Aemir-i-Sillan. Dazu diente auch, daß sie das Doppelporträt **[125]** aus der Hand gab. Nachträglich sollte dann Dschafar mit den Sillan gerichtet werden, sollte büßen an Stelle seines Stiefbruders und dafür, daß er die Liebe der Sphinx Gul um den Preis seines Edelmenschentums verschmäht hatte.

Dschafar will die Gul zur Rechenschaft ziehen. Er weiß ja, wo sie zu finden ist. Aber er kommt zu spät. Er findet die Gul tot. Sie hat, da sie von der Aufhebung der Sillan und vom Tod ihres Geliebten hörte, Gift genommen.

Damit schließt der Roman. Das versöhnliche Element bildet am Schluß die Wiedervereinigung des nach Persien berufenen Dozorca, der natürlich mit seinem Kepek kommt, mit Weib und Kind und mit seinem Schwiegervater Agha Sibil. Die ‚Schatten‘ sind verschwunden. Das Licht hat gesiegt. Das auch soll noch versöhnlicher Ausklang sein. Der Schah will eine blutige Verfolgung aller noch Verdächtigen anordnen. Besonders vermutet er, daß wieder die Sekte der Babi ihre Hand im Spiele gehabt habe, und sein Zorn entbrennt gegen sie. Da wirkt der Talisman, die schriftliche Mahnung der Marah Durimeh zum Frieden. Sie ist eine alte Königin der Völker des kurdisch-persischen Hochlandes. Ihr geheimnisvoller Einfluß versagt auch hier nicht. Am Schluß von ‚Silberlöwe‘ II hat sie ihrem Schützling den Wortlaut des ‚Schutzengelgesetzes von Dschinnistan‘, wie der Dichter später in der Gleichnisdichtung diesen Grundsatz nennt, ins Notizbuch geschrieben. Es sei das Geheimnis ihres eigenen Wirkens, ihres Lebens. Das Wort bewährt sich hier. Der Schah errechnet daraus für seinen Fall, daß die durch Liebe überwundenen Feinde, **[126]** zu Freunden gemacht, am sichersten keine Feinde mehr sind. Die Idee Bismarcks von den ‚goldenen Brücken‘, die man dem Gegner bauen soll.

So etwa würde also – bei sorgsamster Prüfung aller gegebenen Fingerzeige – die Vollendung des ‚Silberlöwen‘ in ursprünglicher Fassung aussehen. Wie gesagt: ein Versuch, zu erraten, was Karl May mit diesem Werk beabsichtigte, nicht mehr. In seiner eigensten, strahlenden Lebendigkeit freilich ist es für ewig der Nachwelt verloren, das Werk, wie es werden sollte.

Das gelöste ‚Karl-May-Problem‘

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Karl May wurde ärgerlich, wenn man ihm von einem Karl-May-Problem sprach. Er verstand das Wort falsch oder wollte es falsch verstehen. Er meinte, daß an seinem Wirken nichts Problematisches wäre und daß nur die Ungunst seiner Widersacher dieses Wort in Umlauf gebracht hätte. Seine Schriften hätten zuerst die lebhafteste Zustimmung der Leser gefunden, seien von Schulleitern und Vertretern der Kirchenbehörden empfohlen und gefördert worden, dann hätte ein Verleumdungsfeldzug gegen ihn eingesetzt, der dieselben Schriften in Acht und Bann tun wollte. Es sei also nur der Wankelmut der Menge, die gestern Hosianna rief und heute Kreuzige! Er hatte in einem Sinne recht damit: tatsächlich wurde er von Männern, mit denen er Prozesse zu führen hatte, öffentlich verleumdet. Zumal machte die Beschuldigung, daß er in seiner Schriftstellerei eine Doppelrolle spiele, das peinlichste Aufsehen. Man behauptete, er schreibe einmal seine Abenteuererzählungen mit stark christlichem Einschlag und erheuchelter Frömmigkeit, daneben aber auch Romane von grobsinnlicher Art. Diese Anschuldigungen waren, wie die Gerichtsverhandlungen ergaben, sachlich unbegründet und konnten widerlegt werden. Aber bekanntlich bleibt immer etwas hängen – *semper aliquid haeret*, und von da an wurden Eltern und Erzieher so mißtrauisch gegen [128] ihn, daß viele ihren Kindern und Zöglingen die Lektüre der Karl-May-Schriften verboten.

Von da an datiert die bekannte Karl-May-Hetze, eines der beschämendsten Vorkommnisse der gesamten modernen Literaturgeschichte. Gleichzeitig setzten aber auch die Bemühungen derer ein, die dem Dichter gerecht werden wollten. Besonders mußte dem Karl-May-Verlag daran gelegen sein, das Lebenswerk seines Begründers vor Entstellung zu schützen. So entstand 1918 das Karl-May-Jahrbuch, das seitdem schon dreizehnmal erschienen ist und sich die Aufgabe stellt, das sogenannte Karl-May-Problem zu klären. An diesem Jahrbuch haben sich von je her Männer der verschiedensten Berufe beteiligt: Pädagogen, Psychologen, Ärzte, Juristen, Kriminalisten, Literaturhistoriker, Geographen, Historiker, Forschungsreisende, Ethnologen u. a. Ziel aller ihrer Bemühungen war nicht, wie ein dreister Kritiker behauptet hat, Karl May dem deutschen Volke als einen Klassiker aufzuschwatzen, sondern die Wahrheit über sein Leben und Wirken zu erforschen.

Denn es bestand doch tatsächlich ein Karl-May-Problem. Seine eigene Lebensdarstellung, die er im Band ‚Ich‘ gibt, überzeugte nicht in allen Punkten. Es blieben Dunkelheiten und Unklarheiten bestehen, die nach Aufklärung verlangten. Menschliches, Allzumenschliches wurde sichtbar, und jetzt, nach dreizehnjähriger Bemühung, nach Aufdeckung seiner Herkunft, seiner Naturanlage, seiner Erziehung, seines Kindheitslebens, seiner Schul- und Lebenserfahrung und besonders seiner jugendlichen Verfehlungen, zudem durch eine methodische Durchforschung seines gesamten schriftstellerischen Nachlasses, [129] ist die Möglichkeit gegeben, ein objektiv verlässliches Urteil über ihn zu fällen.

Diese Arbeit hat Dr. Otto Forst-Battaglia geleistet, und zwar in gewissenhafter Benutzung alles bisher angefallenen Stoffs einschließlich der vordem noch nicht verwendeten Kriminalakten, und, wie ich gleich sagen will, in mustergültiger Weise gelöst. Jetzt ist in Wahrheit das Karl-May-Problem geklärt. Forst-Battaglias Arbeit⁶ zerfällt in drei Teile: Karl Mays Leben – Der Traum und seine Spiegelung – Das Werk und seine Wertung.

Es steht jetzt außer Zweifel, daß Karl May von Kindheit an Psychopath war und – was Forst-Battaglia nicht erwähnt – in seinen ersten Lebensjahren blind. Während seines ganzen Lebens verstand er nicht, das real Erlebte von seinen Träumen und Wünschen streng zu scheiden. Jugendliche Verfehlungen brachten ihn jahrelang in Haft. Man würde ihn heute nach dem fortgeschrittenen Stand unsrer Rechtspflege als nervenkrank in eine Heilanstalt verweisen, aber nicht in ein Gefängnis schicken. Diese traurigen Erlebnisse belasteten sein Seelenleben aufs schwerste und zwangen ihn zur Flucht in ein Traumleben, in Wunschträume, die ihn nie wieder losließen. Deshalb bemerkt man in seinen Werken die stete Wiederkehr von Idealgestalten, in die er seine armselige Vergangenheit versteckte. Nachdem er sich aber seinem Leser als eine Heldennatur in seinen Ich-Romanen vorgestellt hatte, mußte er diese Rolle beständig weiterspielen ...

⁶ Dr. Otto Forst-Battaglia: Karl May – ein Leben, ein Traum. Amalthea-Verlag. Zürich-Leipzig-Wien.

[130] An sich gehen die persönlichen Erlebnisse eines Dichters und besonders Verfehlungen seiner Jugend den Leser gar nichts an. Es ist für manchen großen Namen der Weltliteratur ein Glück, daß wir seine Vorgeschichte nicht genauer kennen. Wie es mit dem privaten Leben von Aristophanes, Lysias, Isokrates und vielen anderen antiken Berühmtheiten stand, ist der Nachwelt nicht überliefert. Wir halten uns an ihre Werke und haben unsre Freude dran. Nur selten hat ein Mann wie Augustinus Jugendbekenntnisse hinterlassen, daß er in seiner Jugend leichtsinnig war und von einer Geliebten ein Kind hatte, – und er ist doch sogar unter die Heiligen versetzt worden! Hätte er diese Bekenntnisse (*Confessiones*) nicht hinterlassen, wer würde wagen, diese Persönlichkeit einer leichtfertigen Jugend zu zeihen? Ist er doch uns allen aus seinen Werken als eine sittlich hochstehende Persönlichkeit bekannt, deren Geistestaten noch heute lebendig sind! In unserm Fall hatte es sich Karl May teilweise selber zuzuschreiben, wenn seine Leser gegen ihn mißtrauisch wurden. Gehetzt von seinen Prozeßgegnern, gequält von Gewissensangst und seelisch genötigt, seine Ehre zu retten, legte er nicht etwa ein freimütiges Bekenntnis ab, das ihn entlastet hätte, sondern verstrickte sich immer mehr in seine ‚Lebenslüge‘. Wenn er noch kurz vor seinem Tod in seinem Wiener Vortrag behauptete, mit dem ‚Ich‘ seiner Abenteuererzählungen habe er nicht sich selbst, Karl May, gemeint, sondern die Menschheitsfrage, und seine Werke seien sämtlich symbolisch zu verstehen, so ist das eine ‚Notlüge‘; besser gesagt, eine Ausflucht, denn er, der Träumer [131] und Phantast, glaubte an die Echtheit seiner Darstellung. Um seine Anschauung glaubhaft zu machen, hat er zwangsläufig seine letzten Schriften vollständig mit Symbolik durchtränkt und sie dadurch für mich und viele andre wenig schmackhaft gemacht. Hätte man dem alten Mann Ruhe gelassen, so wäre er in diesen Fehler sicherlich nicht verfallen und hätte im bisherigen Sinn frisch-fromm-fröhlich-frei seine erdichteten Indianergeschichten weiter geschrieben. So sind seine Widersacher daran schuld, daß der Künstler in ihm zerstört wurde. Das hat Otto Eicke im Karl-May-Jahrbuch 1928 (‚Wenn sie geschwiegen hätten!‘) überzeugend nachgewiesen und noch weiter im vorliegenden Jahrbuch (‚Der verschüttete Quell‘) veranschaulicht.

So war Karl Mays Leben durch ein unglückliches geistig-seelisches Erbe, durch eine krankhafte Naturveranlagung und durch die Ungunst des Schicksals zu Schuld und Fehl gedrängt worden und hat jahrzehntelang gegen die Erfahrungen und Erinnerungen seiner Jugend mit bewunderungswürdigem Ernst und Fleiß angekämpft. Er hat den Fluch der bösen Tat als schwere Tragik erlitten, und kein äußerer Erfolg konnte ihm den inneren Frieden und festes Selbstbewußtsein schaffen. Sein Leben war tragisch wie nur selten eines. Seine Mitwelt und Umwelt hat viel an ihm gesündigt: ‚Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein ...!‘

Forst-Battaglia hat recht getan, daß er die Darstellung von Mays Leben scharf von der Darstellung seines Wirkens getrennt hat. Es liegt hier ein ganz [132] ähnlicher Fall vor wie bei Jean Jacques Rousseau, daß ein Mann von schwachem Charakter und seelischer Krankhaftigkeit doch Werke schafft von weithinreichender und segensreicher Wirkung. May lebte, wie ähnlich veranlagte Naturen, ein Doppelleben. Das eine, ihm von Natur gegebene, war krank, litt, wie die Engländer sagen, an *moral insanity*, und gegen diese seelische Schwäche konnte er so wenig ausrichten, wie ein körperlicher Schwächling durch Willensanstrengung zu Kraft kommen könnte⁷. Das zweite Leben war ein Traum- und Wunschleben, und diesem verdankt er die staunenswerte Wirkung seiner Schriftstellerei. Forst-Battaglia hat mit den Mitteln streng wissenschaftlicher Seelenanalyse das Krankheitsbild des beklagenswerten Mannes erkannt und dargestellt. Mays Traumleben ist eine den Seelenforschern durchaus vertraute Erscheinung. Der Kranke schafft sich in seiner erregten Phantasie seine eigne Geisteswelt und wird in dieser so heimisch, daß er die Grenzen dieses Scheinlebens, die ihn von seinem realen Leben trennen, nicht mehr einhalten kann. Er schrieb nicht mehr über Old Shatterhand, er war dieser Held. Er nahm den Inhalt seiner Träume tatsächlich als seine eignen Erlebnisse. Er log nicht [133] bewußt, er ließ tatsächlich sein zweites Ich sprechen. Kriminalisten werden oft mit solchen Persönlichkeiten bekannt, die ihnen viel zu schaffen machen. Man muß sie strafen, weil sie mit unsern bestehenden Gesetzen in Widerspruch geraten, gleichzeitig aber hat man oft auch ehrliches Mitleid und ehrliche Bewunderung für sie. In unserem Jahrbuch 1926 berichtet über solche Naturen höchst lehrreich

⁷ Unter den Großen, die von ihren Schwächen beherrscht wurden, erinnert mich niemand so sehr an Karl May wie Rousseau. Es gibt aber noch viele Berühmtheiten, die man zum Vergleich heranziehen kann; ich nenne: Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann, Friedrich Hölderlin, Edgar Allen Poe, Nik. Lenau, Arthur Schopenhauer, Charles Beaudelaire, Fritz Reuter, Fed. Dostojewski, Richard Wagner, Guy de Maupassant, Paul Verlaine, Oskar Wilde, Philipp Fürst zu Eulenburg.

der bekannte Kriminalist und Rechtsgelehrte *Wulffen* und erinnert uns an geniale Verbrecher, zumal Hochstapler, die unglücklicherweise den krummen Weg einschlugen, aber auf geradem Weg der Menschheit große Dienste hätten leisten können. May brachte die Kraft auf, seinen Willen nach gebüßter Schuld auf edle Ziele zu lenken. Dabei konnte sich sein Traum- und Wunschleben frei und wunderbar entfalten. Er hatte tief genug in den Abgründen des Lebens gestanden, um ihre Schrecken zu kennen und sich der Sehnsucht nach dem Licht hinzugeben. Das gibt seinen Betrachtungen so überzeugende Kraft, daß sie eigne Seelenbekenntnisse sind, in gewissem Sinne Bußschriften, durch die er seine gequälte Seele entlastete. Forst-Battaglia hat alle diese seelischen Vorgänge, als deren Niederschlag wir die 60 Karl-May-Bände haben, als einen ‚Traum und seine Spiegelung‘ bezeichnet.

Nachdem er sich so alle Vorbedingungen für Karl Mays Schaffen aufgeklärt hat, kann er dieses bis ins einzelne hinein gerecht würdigen. Es ist nicht zu fürchten, daß nach Erscheinen seiner kleinen Schrift ein Streit über Karl May noch weiterhin geführt werden kann. Denn die Schwächen des Dichters sind jetzt ebenso klar erkannt und ebenso **[134]** ehrlich bekannt wie seine Verdienste, die mit jenen doch in einem inneren Zusammenhang stehen: seine Schriften sind eine Flucht seiner geängstigten Seele aus dem Schuldbewußtsein in die Lust des edlen Schaffens; in seine Traumgestalten rettet er sein bedrohtes Ich. Von Schuld darf man daher nicht mehr sprechen; aber wir können auch denen jetzt gerecht werden, für die er bisher problematisch war und die deshalb von seiner realen Persönlichkeit ihr Urteil über sein Privatleben auf seine Werke übertrugen. Die Entscheidung, ob von seinen Werken Heil oder Unheil ausgehe, ist in Wahrheit von größter Bedeutung: mehr als 5 Millionen seiner Bände sind in unserm Volk verbreitet und haben nicht nur etwa fünf Millionen Leser, sondern ein Vielfaches dieser Zahl. Wie durch polizeiliche Überwachung Nahrungsmittelfälschung verfolgt wird, so hat man jetzt mit gleichem Antrieb den Kampf gegen seelische und geistige Vergiftung aufgenommen. Heute aber wagt kein ehrlich urteilender Kritiker mehr, Karl Mays Werke als schädlich zu verdächtigen. Heute hören wir eine große Schar namhafter Persönlichkeiten laut bekennen, daß ihnen Karl Mays Schriften hervorragende Dienste zu ihrer Willens- und Charakterbildung geleistet haben. Sein Verdienst liegt weniger im Künstlerischen als im Moralischen. Es freut mich, daß ich in meinem Urteil über Forst-Battaglias Schrift mit *Thomas Mann* übereinstimme, der, wie mir der Amalthea-Verlag mitteilt, unterm 17. Dezember 1930 an Forst-Battaglia geschrieben hat:

„Sie haben ein rührend gütiges, kluges und verstehendes Buch geschrieben und ein sehr originelles und überraschendes **[135]** dazu, denn wer könnte sonst wohl so leicht darauf verfallen, dieser wunderlichen Erscheinung die Wohltaten der Erkenntnis angedeihen zu lassen. Ich beglückwünsche Sie herzlich.“

Nur ein Wort habe ich zur Ergänzung hinzuzufügen. *Thomas Mann* weiß ersichtlich nicht, daß ich und andere schon seit zwei Jahrzehnten auf dasselbe Ziel hinarbeiten, nämlich ‚Erkenntnis dieser wunderlichen Erscheinung‘; sie ist übrigens nicht nur wunderlich, sondern auch in vieler Hinsicht wunderbar: mit vollem Recht nennt Forst-Battaglia sie den ‚übertroffenen Volksschriftsteller Karl May‘.

[(136)]

Blick in die Sternenwelt

Karl Mays Horoskop⁸

I.

Von Walter Guhlmann

©

[(179)]

II.

Von Mary Ann von der Meden

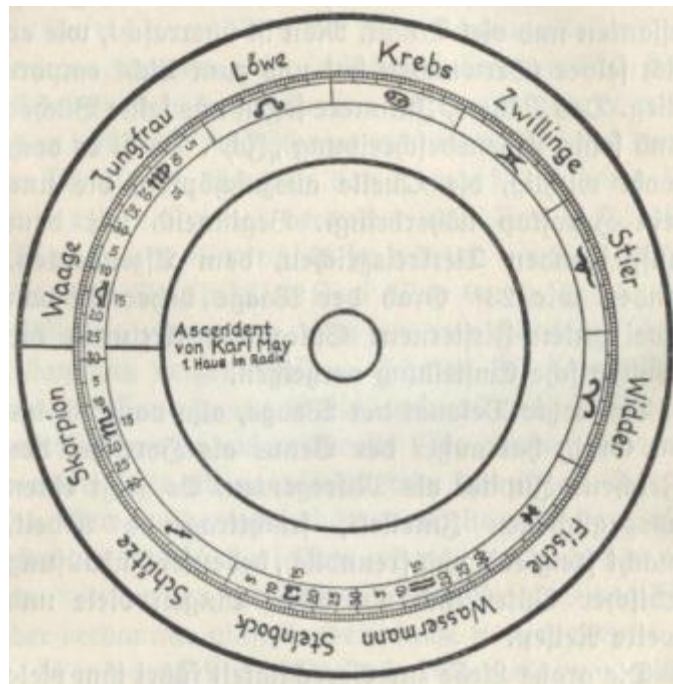
Die Nativität Karl Mays bietet viel des Interessanten und viel Tragik. Man ist überrascht, wie er sich selber überwunden hat und zum Licht emporstieg. Das Nähere, Intimere sagen uns seine Bücher und seine Lebensbeschreibung „Ich“. Da ist es doch wohl wichtig, die Quelle auszuschöpfen, die uns sein Horoskop näherbringt. Beginnend mit dem aufsteigenden Tierkreiszeichen, dem Aszendenten, finden wir 23³¹ Grad der Waage beherrscht von zwei guten Fixsternen: Spica und Arcturus, die künstlerische Einstellung verheißen.

Das letzte Dekanat der Waage, also vom 20. bis 30. Grad, hat außer der Venus als Herrscher des Zeichens Jupiter als Mitregenten. Es zeigt einen ausgeglichenen Intellekt, fruchtrtragende Arbeit, macht freigiebig und freundlich, bedeutet Anhäufung irdischer Güter und vor allen Dingen viele und weite Reisen.

Die große Liebe zur Gerechtigkeit führt ihm viele Feinde zu. Niemals ist er lange an einem Ort, ein Wanderer über die Erde mit Forscher- und Entdeckertrieb, ein Mann, dessen geistiges Auge den Himmel mit Sternen bedeckt sieht. Die letzten Grade der Waage am Aszendenten verlieren hier aber an Einfluß, da das Zeichen vom Skorpion sich bereits geltend macht. Das ist auch auf der nachfolgenden Abbildung deutlich als Skorpiontypus ausgeprägt. Weder das 1. Haus noch das 12. Haus ist von Gestirnen belebt, und so muß nun die Sonne als **[180]** machtvollstes Gestirn die Führung übernehmen. Die heiße Sonne steht in einem wässerigen Zeichen der Fische, im 4. Haus, Venus im gleichen Zeichen, den Graden nach, in ihrem Herzen.

⁸ Vorbemerkung der Herausgeber: Die Beschäftigung mit der Astrologie ist im Krieg und in der Nachkriegszeit Mode geworden, und so gingen auch dem Karl-May-Verlag aus Leserkreisen mehrfach Horoskope Karl Mays zu. Dem Drängen mancher Leser folgend, veröffentlichen wir hier zwei davon (und zwar zwei ganz getrennt entstandene), über die sich jeder sein Urteil bilden mag. Wir selber – das sei ausdrücklich gesagt – sind hier skeptisch. Wohl glauben wir, daß es bedeutsam ist, ob ein Mensch im Sommer oder Winter, bei Tag oder Nacht, bei Sonnenschein oder Mondlicht geboren wird; ebenso wie zweifellos der Vollmond starken Einfluß auf Nervöse ausübt. Daß man das aber genau in Formeln kleiden und womöglich gar bestimmte Schicksalsstunden oder Unglücksfälle des Einzelmenschen aus den Sternen vorausbestimmen kann, glauben wir nicht.

Vor allem möchten wir uns gegen die Deutung verwahren, die Veröffentlichung der Horoskope Karl Mays sei ein krampfhafter Versuch der Ehrenrettung des Vielgescholtenen auf dem [137] Weg über irgendwelche Mystik. Uns scheint vielmehr – im Gegensatz zu den hier veröffentlichten Stimmen – die Wesensart und das Schicksal Karl Mays hinreichend erklärt und menschlich ausgedeutet durch das, was die psychologische Einfühlung berufener Männer über diese Dinge zutage gefördert hat. Wir erinnern hier vor allem an die Aufsätze Dr. Karl Hans Strobl „Scham und Maske“ (Jahrbuch 1921, S. 279 u. ff.); Prof. Dr. Ludwig Gurlitt „Zur Seelenerkenntnis Karl Mays“ (Jahrbuch 1923, S. 55 u. ff.); Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen „Kunst und Verbrechen“ (Jahrbuch 1925, S. 267 u. ff.) und Otto Eicke „Der verschüttete Quell“ im vorliegenden Jahrbuch, S. 65.



Der Inhalt der 12 Häuser, wie er für alle Horoskope gilt.

Das 1. Haus mit dem Ascendenten sagt aus über die Erscheinung, körperliche Beschaffenheit, über die Kindheit unter der Kontrolle der Eltern.

Das 2. Haus über Geldsachen, erworbenes Vermögen und was man daraus zu machen verstand. Über Wertpapiere, Bankwesen.

Das 3. Haus über Nachbarn, Geschwister. Instinkte. Briefe. Dokumente. Kontrakte. Prozesse. Kleine Reisen und Wege. Transportmittel, wie Auto, Wagen, Eisenbahn.

[181] Das 4. Haus über das Elternhaus. Hausbesitz. Eigenes Heim. Über das Grab und alles, was unter der Erde ist. Das Ende aller Dinge.

Das 5. Haus: Liebe, Flirt. Ausschweifung. Illegitime Beziehungen. Über die Nachkommenschaft. Schulen, Lehrpersonal. Sport, Vergnügen, Theater. Konzertlokale. Schriftstellerei. Zeitungswesen. Künstler.

Das 6. Haus über Krankheit, Komfort, Nahrungsmittel. Kleidung. Klima. Arbeit im Hause. Dienstboten. Ärzte und Sanitätswesen. Kleine Haustiere.

Das 7. Haus über die Ehe. Partnerschaft. Über die Ehefrau. Gegner, Rivalen, Feinde. Streitsachen. Krieg. Verkehr mit der Öffentlichkeit. Mitbewerber.

Das 8. Haus über den Tod. Legate, Erbschaft, eingebrachtes Heiratsgut. Fremdes anvertrautes Geld. Okkulte Fähigkeiten. Inspirationen.

Das 9. Haus: Religion. Kirchliche Würdenträger. Träume. Visionen. Spirituelle Ereignisse, Halluzinationen. Bücher. Intellekt. Auslandsreisen. Anwälte. Richterspruch.

Das 10. Haus über den Vater. Vorgesetzte. Beruf. Regierung. Soziale Stellung. Leumund. Verleumdung. Ehren.

Das 11. Haus: Freunde, Kollegen. Wünsche und Ziele. Hoffnungen. Stiefeltern. Stiefkinder.

Das 12. Haus: Internierung. Sanatorium. Exil, Gefangenschaft. Geheime Feinde. Komplotte. Verfolgung. Selbstvernichtung. Auswirkungen von Karma.

Die Fische sind das letzte Zeichen vom Tierkreis. Ihr Einfluß gibt Medialität, macht beeindruckbar und empfänglich; nicht sehr positiv und bestimmt, aber dagegen beharrlich und überzeugend. Sobald das Gemüt herabgestimmt ist, zeigen sich Launen, Verdrießlichkeit und wohl auch mürrisches Wesen. Die guten Charakterzüge brechen sich sofort Bahn, wenn keine augenblicklichen Ärgernisse das Gemüt bedrücken. Es zeigt sich Hilfsbereitschaft für alle Geschöpfe (so z. B. für die aussterbende Rasse der Indianer, auch für Tiere). Im Leiden selber **[182]** geduldig, ohne viel Klagen; friedlich, sympathisch und freigiebig.

Die Fische sind jedoch ein zweileibiges Zeichen, fallen leicht in Extreme und sind nicht leicht verständlich, weil die weicheren Charakterzüge überwiegen. Dann wieder zeigt sich der spontane Wille, große Verantwortungen auf sich zu nehmen, sobald dies einem nützlichen Unternehmen dient.

Geburten im 1. Dekanat der Fische haben Ehrgeiz und streben nach Anerkennung. Sonne, Venus, Merkur (rückläufig) und Uranus stehen alle in den Fischen. Das zeigt eine negative magnetische Disposition, sehr empfänglich für die mentale Atmosphäre im häuslichen Kreis und Elternhaus. Es legt den Eltern die Verpflichtung auf, ein Kind, das unter diesen Aspekten seine Laufbahn beginnt, sehr sorgsam zu überwachen und vor schlechten Eindrücken und Einflüssen zu schützen. Sonne im 4. Haus ist wenig glücklich, da sie unterhalb der Erde sich in Nachtstellung befindet; das weist auf große Kämpfe im Leben, um sich durchzusetzen. Der Grad, in dem die Sonne steht, weist auf eine weite Ebene, über der ein Nebel hängt. In weltlichen Dingen zeigen sich Verwirrungen und Vereitlungen. Man schlägt falsche Wege ein, erleidet Verluste, kann aber in spirituellen Dingen eine große Höhe erreichen. Venus z. B. mit 5° Fische zeigt ein schwarzes Leichentuch herniederhängend. Ein Mann, der in Verzweiflung davorsteht, hebt das Tuch, und nachdem er mutig einen dunklen Gang durchschritten hat, tritt er in die strahlende Helle des Lichtes. Nach schweren Prüfungen kommt der Sonnenaufgang mit dem sozialen Aufstieg.

[183] Sonne kann hohe Ämter bringen ohne langen Bestand. Die soziale Stellung scheint gefährdet, daher schreckliche Streitsachen und Prozesse gegen das Verhängnis. Trotz alledem werden die Familienmitglieder sozial überflügelt. Venus steht im Zeichen ihrer Erhöhung, gibt große Musikalität, wo man Gelegenheit findet, seinem Gefühlsleben freien Lauf zu lassen. Das Gefühlsleben ist sehr tief und voller Warmherzigkeit für die Leiden seiner Mitmenschen. Man muß bedenken, daß die Fische das 12. Zeichen vom Tierkreis sind und somit alle Fragen beeinflussen, die im 12. Haus verankert liegen. Gefangenschaft, Verbannung, Aufenthalt im Hospital. Vollständige Selbstvernichtung und die Gesetze von Karma; alle Gestirne in den Fischen sind davon beeinflusst. Der Mond, der im Zeichen der Jungfrau steht, ist im Abnehmen und hatte noch vor kurzer Zeit seine Opposition zur Sonne hinter sich und war im Vollmondschein. Seine Beziehung als 2. Hauptgestirn zur Sonne ist wenig günstig. Der persönliche Geschmack zieht platonische Verbindungen vor, er mag wohl Romantik und ungewöhnliches Verhalten im Ehestand gezeitigt haben. Die Lebensauffassung im Liebes- und intimen Gefühlsleben erscheint exzentrischer und ungewöhnlicher Art, so daß er von der Menge abgesondert wird. Von großer Tragweite sind sämtliche Planeten in den Fischen, die als Herrn den Jupiter haben, es besteht eine tiefe Religiosität. Jupiter, der im Steinbock mit Saturn in Konjunktion steht, auch mit dem Drachenkopf im 3. Haus, weist auf philosophische Vertiefung, moralische Tendenzen, Wahrheitsliebe **[184]** und Ehrenhaftigkeit. Saturn steht im Steinbock in seinem eigenen Zeichen und nimmt gute Eigenschaften an, um so mehr, da Jupiter in seiner Begleitung ist. Das 3. Haus ist von Wichtigkeit für die Instinkte und geistige, spirituelle Beschaffenheit. Es zeigt viele weite Reisen an, auch Wege außerhalb des Hauses, Betätigung in Schriftstellerei und Verkehr mit Büchern, Schriftstücken, wie Kontrakte, Verträge, Reisepaß und dergleichen.

Saturn und Jupiter sind beide vom Mars schlecht bestrahlt, und da kann es nicht fehlen, daß sich widrige feindliche Einflüsse geltend machen, sowie Temperamentsausbrüche.

Saturn in seinen schlechten Aspekten, z. B. zum Mars, zeigt Hemmnisse, die eine sorgfältige Erziehung unmöglich machen. Mars im 6. Haus ist schlecht mit Jupiter, Saturn, Mond und Neptun aspektiert. Er bringt Feuerschaden, Diebstahl, Wunden durch Schußwaffen, Fieber, Entzündungen. Viel Streit mit Angestellten. Man erleidet Verleumdungen durch niedrigstehende Menschen. Man ist in seiner Ausdrucksweise hastig und impulsiv, besonders da, wo Pläne durchkreuzt werden. Ist man in verantwortlicher Stellung mit Autorität, verlangt man augenblicklichen Gehorsam, sieht aber doch darauf, für seine Person nicht allzuviel zu wagen. Sobald das Gleichgewicht gestört ist, verleitet die Unternehmungslust Dinge zu tun oder zu sagen, die ein anderer nicht so rasch riskieren würde.

Uranusstellung im 5. Haus ist eine große Triebfeder zu Abenteuern, Uranus zerstört vieles. Das 5. Haus sagt aus über Schulen, Wetten, Abenteuer, Sport, Vergnügensstätten – z. B. Gastwirtschaften –, **[185]** Theater- und Kunstpersonal, Lehrer, Schüler. Alle diese Fragen sind beschädigt und könnten unter Umständen auch Anreiz bieten zu Alkohol und Verkehr mit Bohemenaturen. Uranus, Neptun und Mars zeigen Dämonentum, also Besessenheit. Da diese Gestirne außerdem aber auch gute Aspekte aufweisen, so kann der dämonische Einfluß nur zeitweise auftreten. Es liegt bei nicht geistigem Gleichgewicht Spaltung der Persönlichkeit vor, Dämmerzustände, Manien. Es besteht ein entschiedener Einschlag von Hysterie mit ihren Begleiterscheinungen. Ich muß dabei darauf hinweisen, daß die Verletzung vom Mars aus dem 6. Haus kommt. Mars im Widder beherrscht die Gehirntätigkeit und steht im Krankenhaus. Der Mond steht im 6. Zeichen der Jungfrau, die als krankmachendes Zeichen gilt. Daher sind die Erscheinungen krankhafter

Art. Mars hat hier sein Halbsextil zur Venus und Sonne in den Fischen. Wir wissen, daß dies ein guter Aspekt ist. Mars steht in seinem eigenen Zeichen kräftig, er stärkt die Konstitution, bringt hohe Fiebererscheinungen, verhilft zur schnellen Genesung und zu unerschöpflichen Lebensenergien. Marseinfluß auf den Charakter stärkt den Mut, gibt Kühnheit, so daß man alle Hindernisse überwindet, wo andere erliegen würden. Man ist in der Aussprache frei und offen, aber kann auch brüsk erscheinen, bricht die Gesetze der Höflichkeit, weil man in aufgezwungenen Fällen dies als Zeitverschwendung ansieht. Die Tatkraft und Unternehmungslust spannt man an, weil unsere liebe Erde in ihrem Rhythmus sonst zu langsam erscheint. Ein guter Organisator, Merkur im 5. Haus, leider rückläufig auch in den Fischen, und **[186]** bedauerlicherweise in Opposition zum Mond. Merkur ist ja im 5. Haus gut für den Schriftstellerberuf und das Zeitungswesen, ist aber im Zeichen seines Falles und verletzt durch die Rückläufigkeit. Dienstboten, Lehrpersonal, Kollegen werden viel Verdruß und Verleumdungen gebracht haben, auch Störungen im Berufsleben. Mond im 2. Dekanat der Jungfrau in exakter Opposition zum Hause seines Zeichens Merkur zeigt die Erblindung, hierfür sind die Grade von Bedeutung. Auch der Fixstern Präsepe am Med. Coeli gibt Gefahr der Erblindung.

Interessant sind die sensitiven Punkte für Vater und Mutter. Vater 20³¹ im Schützen im 2. Haus für Gelderwerb, und der Schütze zeigt „Handwerkzeug“, hier also Webstuhl. Das Zeichen ist auch von Bedeutung für Schriftstellerei, Schreibfeder, Instrumente, für Ingenieure, Bildhauer, Architekten usw. Punkt für „Mutter“ in Konjunktion mit Mars 8⁴² Mutter 11⁴¹ im Widder.

Aus dem 6. Haus fließen alle Interessen für Krankheiten, Sanitätswesen, Pflegepersonal. Damit geht der Beruf einer Hebamme, wie ihn die Mutter ausgeübt hat, sehr harmonisch zusammen.

Neptun, der im 4. Haus steht, im Wassermann, ist dem häuslichen Kreis im Elternhaus feindlich. Er verschleiert, zeigt Geheimnisse, die man bestrebt ist, zu verbergen, auch unglückliche Familienverhältnisse, viel Aufenthaltswechsel, sonderbare Probleme, bringt Armut für die Eltern und gefährdet mit Internierung. Aus Freundes- und Bekanntenkreis kommen Verschwörungen und Verleumdungen, Freunde mischen sich unbefugt in die Privatangelegenheiten und machen ein Durcheinander **[187]** und Intrigen. Merkur steht gut mit Neptun aspektiert, da hat der Okkultismus starke Anziehungskraft und gibt magnetische Heilkräfte, gibt Intuition, gut für die intellektuelle Tätigkeit.

Neptuns Einfluß zeigt träumerisches Wesen, besonders Vertiefung in mystische Probleme. Die mediumistischen Kräfte können zu Verwirrung und Unzuverlässigkeit führen. Sonderbar in der Geschmacksrichtung und neuropathisch. Uranus bringt Romantik, sonderbare Studien. Der krankhafte Einschlag von Hysterie und ihren psychischen Störungen ist, meiner Ansicht nach, Auswirkung minderen Erbguts, das um etwa drei oder vier Generationen zurückreichen mag. Die Begründung ist, daß Uranus für die Vorahren angenommen wird, und er steht im 12. Zeichen des Tierkreises. Uranus hat mit Neptun die sie beherrschenden Zeichen ausgewechselt. Neptun steht im Wassermann, einem Uranuszeichen, und Uranus steht in den Fischen, in dem Neptun Herrscher ist. Daher sind die Instinkte im Unterbewußtsein stark an die Erzählungen und Märchen der Großmutter gefesselt, die befruchtend auf die Phantasie eingewirkt haben und trotzdem manches aus dem Gleichgewicht brachten, namentlich im guten Jugendalter.

Neptuns Einfluß ist verwirrend, Uranus' Einfluß macht unruhig und ruhelos. Neptun beherrscht Mystik, Visionen, Illusionen, Schwindel, betrügerische Sachen, Alkohol und Narkotika, Doppelleben. Der Mond in einem Merkurzeichen weist auf sprachwissenschaftliche Begabung. Im 11. Haus zieht er einen Schwarm Menschen heran und viele Bekanntschaften, aber die Freunde sind nicht alle aufrichtig, **[188]** da Mond eine Opposition zum Herrn seines Zeichens Merkur hat, zeigt ganz klar auf Hysterie und geistige Verwirrung, macht daher unpopulär, er zeigt eine Persönlichkeit an, deren Weg durch Niederungen führt, zeigt ein hartes Leben an, voller Mühe und Kämpfe, vernichtete Hoffnungen und zerschlagene Ideale.

Des Mondes gute Aspekte zum Saturn und Jupiter schaffen Hilfe, bringen Erfolge und taktvolles diplomatisches Verhalten. Der Erwerb irdischer Güter gelingt nur dann, wenn man die Träume verwirklicht, menschenfreundliche Werke zu unternehmen, Caritas auszuüben.

Der Drachenschwanz im 9. Haus im Krebs zeigt Gefahren auf weiten Auslandsreisen, schlechtes Einvernehmen mit Schul- und Kirchenbehörden, Vorgesetzten, Richterstand. In Prozeßfragen ungünstig für Richtersprüche. Auch wissenschaftliche Arbeiten und Bücher können gefährdet sein. Soweit die Aussagen vom Radix, der im Innern der Figur steht. Ein ausgesprochenes Dämonentum. Es gibt jedoch ein weißes Dämonentum und ein schwarzes. Sobald die Nativität nach dem Widderpunkt aufgestellt wird, also 0 Grad

Widder am Aszendenten, kommen Saturn und Jupiter ins 10. Haus. Saturn stürzt die soziale Stellung, den Beruf als Lehrer. Jupiter als Begleiter schützt etwas, leider nicht viel, da er im Steinbock im Fall ist. Drachenschwanz kommt dann ins 4. Haus im Krebs und zeigt das Elend im Elternhaus. Alle Gestirne in den Fischen stehen dann im 12. Haus mit Selbstzerstörung und Entfremdung von Elternhaus und Heimat durch Uranus.

[189] Die einzelnen Grade, die hier von Bedeutung sind, wären Mars ⁸⁴². Widder zeigt eine gerade Landstraße, die auf einen Punkt führt, von dem aus 4 Straßen abzweigen. Es deutet jemand an, der seinen Weg im Leben verpaßt, ihn aber wiedergewonnen hat und ein Lehrer für andere wird, er mag sich als ein Reformier, öffentlicher Redner oder Schriftsteller entwickeln.

Med. Coeli 3 ♄ Löwe. Eine verhüllte Statue. Der Grad ist ein Geheimnis, deutet die allmähliche Entfaltung des Göttlichen und Glorreichen an. Ein Schüler der Glorreichen und Erhabenen mit lebhafter Imagination. Das Feuer der Begeisterung brennt in ihm, und er wird durch übersteigerte Leidenschaft zu Fehlern neigen. Aber wenn er genügend Selbstbeherrschung besitzt, wird er seiner Mitwelt ein Segen sein.

♿ Merkur 17²⁰ Fische. Ein Mann, der mit zwei Pferden pflügt. Dies ist psychisch und spirituell zu nehmen. Das Feld bezeichnet die Welt der Menschheit. Der Pflug ist das Instrument, um die Erde für die Aufnahme des wertvollen Samens vorzubereiten. Der Geborene wird ein Pionier und Vorläufer sein, um den Weg für höhere Offenbarungen vorzubereiten.

Die weiteren Grade vom Tierkreis und ihre Bedeutung, auch die der Planeten, nehmen, wenn sie in Verbindung mit einem Fixstern gebracht werden, veränderte Formen an. Hier nun in Karl Mays Nativität steht der Fixstern Algenib von Saturncharakter beim Mars Radix ⁸⁴² Widder. Er stärkt den Intellekt und ist andererseits ungünstig. Im sensitiven Sinne macht er stürmisch überhastet und **[190]** nicht leicht lenkbar. Er gibt Begabung zur Philosophie und veranlaßt zu vielen Reisen zwingender Art. Prokyon 27 Krebs stürzt in Gefahren, bedroht den Ruhm und weist auf eine öffentliche Laufbahn hin.

Der Fixstern Mizar, beim Mond Radix stehend, hat Marscharakter. Sein Einfluß ist verhängnisvoll und erzeugt Feuersbrunst.

Der Mond ist leider mit einigen schlechten Fixsternen belastet, z. B. Denebola (19° Jungfrau) und Benetnasch zeitigen Hungerjahre, Prozesse und sozialen Sturz.

Zwischen all diesen verhängnisvollen Graden schieben sich reizbare Punkte, die andersgeartet sind und mit ihren besseren Eigenschaften im Widerstreit liegen, die trotzdem das Gemüt verfeinern, den Schönheitssinn steigern und spirituelle Inspirationen schenken.

Zunge und Schreibfeder zeigen Schlagfertigkeit. In Fragen der Freundschaft besteht Anhänglichkeit, dagegen Objektivität im Gefühlsleben. Die scheinbare Verschiedenheit zeigt sich im Laufe der Lebensjahre, sobald Transite die Punkte fördern oder hemmen. Es steht ja meist das Schlechte neben dem Guten, da unsere liebe Erde nun mal nicht mit Engeln bevölkert ist. Jeder Planet hat zweierlei zu erfüllen, entweder das Dämonium oder das Theonium, Teufel oder Gott. Bald zeigt sich das eine, bald das andere. Der Mensch ist der Spielball zwischen beiden.

An dem sozialen Aufstieg Karl Mays haben wir ein schlagendes Beispiel ganz ungewöhnlicher Art, wie er gerungen hat, sein Dämonentum zu besiegen.

[191] Sich widersprechende Einflüsse auf den Charakter stören das Gleichgewicht, so daß die Seele nicht im Rhythmus schwingt. Es liegt vielleicht eine Begleiterscheinung von rassefremder Blutmischung, hier vermutlich slawischer Art, vor, wobei man allerdings um mehrere Generationen zurückgreifen müßte.

Der okkulte Schriftsteller [Albrecht] von Haller sagt ganz richtig:

„Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister.

Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister.“ [„Über den Ursprung des Übels“, 3. Buch]

Saturn 11⁵⁴ Steinbock gibt Erleuchtung durch die geistige Tätigkeit. Fixstern Wega, bei Jupiter im 3. Hause stehend, bringt Reichtum, aber auch schlechte Erfahrungen mit der Verwandtschaft und die Ehescheidung. Die Fixsterne beim Drachenkopf gefährden mit Erblindung, was sich ja im zarten Kindesalter gezeigt hatte. Andererseits steigert es die medialen Fähigkeiten mit Hellsehen und Hellhören. Die gleiche Veranlagung zeigt Neptun beim Fixstern Capricornis 18⁴⁸ Wassermann mit Deneb und Algedi. Diese Gaben liegen stark verankert am Nadir. Die Sonne in Nachtstellung im 4. Hause verleiht dem Geborenen große psychische Fähigkeiten, da die Nacht viel Magnetismus ausströmt. Venus, Sonne, Merkur und Uranus, alle in den

Fischen stehend, sind umgeben von einem Schwarm von Fixsternen. Formalhaut 2³⁷ Fische, Konjunktion Venus, gibt Ruhm als Schriftsteller und Künstler.

Deneb, Halbsextil Mars fördert Ansammlung irdischer Güter.

Der Fixstern Achernar 13⁵³ in den Fischen zeigt religiöse Treue und Stärke, und da er hier in Konjunktion **[192]** mit Merkur steht, verleiht er dem Dichter und Schriftsteller einen unsterblichen Namen.

Achernar war Merkur mit den schlechten Aspekten seiner Rückläufigkeit ein Schutz gewesen, wenn er auch sein Gutes in bescheidenen Grenzen hielt. Störend benimmt sich Markab 22⁷ bei Uranus, er gefährdet mit Hieb- und Stichwunden, krampfartigen Zuständen, wie Epilepsie, die aber latent verbleiben können und nicht in Erscheinung zu treten brauchen.

In Karl Mays Todesjahr 1912 erreichte Uranus den Stern Pegasus und Mars den Fixstern Algol. Damit hätten wir die reizbaren Einflüsse erschöpft, und der Leser mag selber entscheiden, wie genau sie zugetroffen sind.

Daß ein Mensch wie Karl May in seinen Lebensstürmen so viel Selbstverleugnung und Mut aufgebracht hat, sein „Ich“ zu schreiben, ist über jede Kritik erhaben. Er hat sich so selber das schönste Denkmal gesetzt.

[[193]]

Kunstschützentum bei Karl May
Von Major a. D. Regierungsrat Max Casella

©

Karl May und die Waffen

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Karl May wurde von Waffen angezogen, ja sie haben sogar seine Phantasie stark befruchtet, wie ich schon einmal nachzuweisen versucht habe⁹. Wem es vergönnt war, das Heim des Dichters zu besuchen, wird diese Behauptung bestätigt finden: überall Waffen von aller Herren Ländern aus Ost und West. Dabei wird man aber mit einer gewissen Verwunderung sehen, daß er sich offenbar für eine Waffenart recht wenig begeistert zu haben scheint, obwohl sie gerade in Amerika die allergrößte Rolle spielte und eigentlich noch spielt: das ist der Revolver. Es finden sich auch in seinen Sammlungen fast keine Revolver. Das ist eigentlich merkwürdig, da ihn doch, wie wir wissen, der Gedanke der Mehrladefeuwaffe so lebhaft beschäftigt hat und gerade der Revolver die älteste Mehrladewaffe darstellt. Wie wäre die Waffe zu der Bedeutung und Volkstümlichkeit gekommen, die sie erlangt hat, wenn ihre Hauptausbildung nicht gerade in Amerika vor sich gegangen wäre? Ich wundere mich immer, daß May von der Person Colts nicht mehr angezogen wurde als von der des sehr bald im Strudel der Begebenheiten vergessenen Henry. Denn die Fabrik Colts, die so etwas wie ein kleiner amerikanischer Götze ist, besteht noch heute und ist [223] eine der größten Feuerwaffenfabriken der Welt, wogegen der Name Henry völlig von seinem Nachfolger Winchester verschluckt wurde. Man kann da auch nicht einwenden, daß Karl May das Gewehr, die längere Feuerwaffe, näherstand, denn die erste Colt-Revolverwaffe war ein Gewehr und spielte eine wichtige Rolle bei der Unterdrückung des Seminolenaufstandes, bei dem die amerikanischen ‚Rangers‘ mit Colt-Revolvergewehren bewaffnet waren. Auch die wechselnden Schicksale Colts wären wie für einen Roman geschaffen.

Dieser merkwürdige Mann, der zuerst ein sich bewährendes Gewehr erdenkt und erbaut, dann aus Mangel an Aufträgen in Konkurs gerät und sich dann wieder durch seinen Geist und seine Tatkraft emporringt, so daß sich sogar die Legende seiner bemächtigt, wäre doch recht anziehend gewesen. Sie erzählt von ihm, er sei seinen Eltern davongelaufen, um als Schiffsjunge zu dienen, und habe dann in der Muße der Passate seinen ersten Revolver erdacht und in Holz ausgeführt. Barnum und Bailey, die unnachahmlichen Reklamehelden, sollen dies Holzmodell besessen haben, oder ihre Nachfolger sollen es noch besitzen.

Nie hat eine Waffe eine solche Rolle nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch vor allem im Roman gespielt und spielt sie noch heute, wie der Revolver. Gerade zur Winnetou-Zeit stand er an erster Stelle. Cooper freilich kannte ihn noch nicht; denn wenn er auch zur Zeit des Feuersteinschlusses schon lange lebte, so war er doch im Volk nichts weniger als bekannt, besonders in Amerika. Seine Urheimat ist Deutschland und die Zeit seiner Geburt die Zeit [224] vor dem Dreißigjährigen Krieg. Aber vergessen und geringgeschätzt, wie so vieles in seiner Heimat, ging auch er über das große Wasser, um im wahren Sinne des Wortes drüben sein Glück zu machen. Als er aber dann mit einem amerikanischen Namen in die alte Heimat zurückkehrte, da war das ganz was anderes, denn er hieß ja nicht mehr Drehling, sondern Revolver, und das Volk war von diesem Namen so begeistert, daß es von nun an jede Feuerwaffe, wenn sie nicht gerade eine Kanone ist, mit diesem Namen belegt; er ist fremdländisch und man weiß nicht, was er eigentlich bedeutet. Man könnte sagen, sein Name ist noch wirksam über das Grab hinaus, denn eigentlich ist er als Waffe tot und durch die Selbstladepistole besonders in Deutschland ersetzt und verdrängt, aber in Zeitungsberichten und Romanen ist noch jede Faustfeuerwaffe ein Revolver.

Es ist verwunderlich, daß Karl May das alles so wenig angeregt hat. Vielleicht war ihm die Sache zu volkstümlich, um sie zu verwenden. Da gehen die Zeitungsberichterstatter anders heran; bei ihren Revolverfarseleien hat ihnen offenbar einmal einer vorgehalten, daß in den neuzeitlichen Feuerwaffen sich ja gar nichts umdreht, daß sie gar keine sich drehende Trommel haben und also auch nicht als Revolver bezeichnet werden können. Da mußten sie etwas anderes sagen, auf das schöne romantische Wort Revolver wollten sie nicht verzichten. Nach wie vor sind alle Faustfeuerwaffen Revolver; kommt nun aber einmal ein wirklicher Revolver vor, so ist es ein ‚Trommelrevolver‘. Schade, daß sie da wieder hereingefallen sind, denn [225] nicht alle Revolver haben eine Trommel, sondern statt dessen ein Laufbündel, das sich dreht, es sind die Bündelrevolver. *To revolve* heißt umdrehen, umwälzen; in einer Waffe, die ich mit Revolver bezeichne,

⁹ Vgl. Jahrbuch 1923, S. 228, ‚Die Feuerwaffen des Romans Winnetou‘.

muß sich etwas um eine Achse drehen, entweder eine Trommel oder Walze oder ein Laufbündel¹⁰.

Jahrhundertlang schlief der Revolver oder vielmehr der Drehling einen Dornröschenschlaf. Hin und wieder versuchten Engländer, ihn zu erwecken, ein Erfolg war ihnen nicht beschieden; erst in Amerika sollte er wieder auferstehn. Die durch ein Jahrhundert gehenden englischen Versuche wurden in Amerika, vielleicht von englischen Einwanderern, fortgesetzt. Vom Jahre 1780 an, in dem in Amerika ein Patentwesen eingerichtet wurde, bis 1835 findet man 11 Patente, die auf Revolver erteilt wurden. Da erschien im Jahre 1835/36 das erste Patent Colt, und damit war der alte Drehling wieder geboren, zwar erst als Gewehr oder Karabiner, bald aber auch als Faustfeuerwaffe, als die er dann seinen Siegeszug um die ganze Erde machte.

Das Verdienst Colts ist groß, aber es waren auch besondere Umstände, die der Verbreitung und Volkstümlichkeit des Revolvers zugute kamen. Das war einmal der erste Sezessionskrieg und dann die Entdeckung des Vorkommens der Edelmetalle im Westen der Vereinigten Staaten, und zwar in Gegenden, in denen die Macht des Staates so gut wie Null war. Im Verein mit ehrlichen Leuten strömte [226] auch Gesindel aus der ganzen Welt dorthin. Alles bewaffnete sich, das Raubgesindel, um das Gold mit leichter Mühe in den Taschen ihrer Mitmenschen zu finden, der das Gesetz achtende Bürger, um sich der Gauner und der nicht zu verachtenden feindlichen Indianer zu erwehren. Der Weizen der Revolverfabrikanten blühte, die Patentämter hatten zu tun, um die Erfindungen abzustempeln, wie Pilze schossen Waffenfabriken aus dem Boden.

Die Zeit des Wild-West war da, und sie war untrennbar vom Revolver. Überall knallte der Sixshooter, und bald sprach man von Schützen wie Coopers Lederstrumpf, denen kein Ziel zu klein und zu weit war, um es in der denkbar kürzesten Zeit mit dem nie fehlenden Revolver zu treffen, d. h. – in der Legende. Die weitaus größte Mehrzahl der Helden traf jammervoll, denn sonst wäre der gesamte Wilde Westen binnen kurzem ein stilles Leichenfeld gewesen; läßt doch Bret Harte eine der Hauptpersonen seiner kalifornischen Erzählungen, Oberst Starbottle, in die Worte ausbrechen: „Gentlemen, es ist erstaunlich, wieviel bei uns geschossen wird und wie wenig Menschen dabei verletzt werden.“ Fast alle die Geschichten der todsicheren Revolverschützen gehören in das Gebiet der Fabel.



Trommel-Revolver

Die tödlich Getroffenen erhielten die Kugel meist auf kürzere Entfernung als einen Meter, d. h. über den Wirtshaustisch, wenn sie nicht das Pech hatten, eine Kugel zu erwischen, die einem andern zugehört war. So mag es auch dem gegangen sein, auf dessen Grabstein die Worte stehen: „*He was accidentally killed by a Colt six [227] shooter and of such is the kingdom of heaven.*“ Man sieht aber auch hieran den großen Ruf, den die Colt-Waffen genossen und noch heute genießen. Obwohl, wie ich schon sagte, die Revolverwaffe als tot zu betrachten ist, werden Colt-Revolver noch heute regelmäßig hergestellt, und der Colt hat noch denselben Ruf wie bei seinem ersten Erscheinen, wenn er sich auch jetzt darin mit den Erzeugnissen der Firma Smith&Wesson teilen muß, die, was Feinheit der Ausführung betrifft, ihm über-, in Dauerhaftigkeit aber unterlegen sind.

In Wild-West-Romanen und im Kino spielt der Cowboy, d. h. der berittene Rinderhirt, wohl immer die Heldenrolle. Er ist der todsichere Revolverschütze, aber eben nur in der blühenden Phantasie der Schriftsteller. Treffsicherheit mit der Büchse erfordert Begabung und unablässige Übung. Einem begabten Ungeübten wird wohl mal hin und her ein Schuß gelingen, aber nie wird er auf den Ruf eines sicheren Schützen Anspruch erheben können. Ungleich schwerer ist nun aber das Treffen mit dem Kurzgewehr. Hier spielt unablässige Übung die Hauptrolle. Zu solchen Übungen gehört aber Munition, sehr viel Munition, und die kostet Geld. Das ist aber eine Sache, die wohl am wenigsten bei den Cowboys vorhanden



Bündel-Revolver

¹⁰ Ich sehe hier ab von einer Bündelrevolver-Art, die verhältnismäßig selten auftritt, bei der das Laufbündel feststeht und sich der Entzündungsmechanismus dreht.

war, und schon aus diesem Grund muß man ihre sprichwörtliche, alles überragende Schießfertigkeit in das Reich der Fabel verweisen. Auch kostet ein erstklassiger Revolver stets ein hübsches Sümmchen, und kaufte man die Waffe aus zweiter Hand, so war sie gewöhnlich in ihrem wichtigsten Teil, in ihrem Lauf-Innern, verdorben. Die weitaus größte Mehrzahl der Besitzer [228] von Revolvern macht es wie der große Wildtöter oder Lederstrumpf, der schießt und schießt, aber an das Reinigen seines Laufes nie denkt. Ich bin der ‚glückliche‘ Besitzer einer Revolversammlung von 191 Arten (aus wissenschaftlichen Gründen zusammengebracht); mit sehr wenigen Ausnahmen sind alle Stücke mindestens aus zweiter Hand, und es ist kaum eine darunter, deren Laufinneres nicht verdorben wäre; wahrscheinlich war nie eine passende Munition dazu zu haben. Schießen könnte man ja noch mit diesem oder jenem Revolver, wenn man die passende Munition hätte, aber treffen ist eine andre Sache. Es hat ja bekanntlich jede Kugel ihren Quartierzettel, und Pechvögel gibt es unter allen Lebewesen, die Schützen selber nicht ausgenommen. Mit der Entdeckung der Edelmetalle in den westlichen Gebieten der Vereinigten Staaten begann die Zeit des Wilden Westens und endigte ungefähr im Jahre 1881. In diesem Jahr trat der Wild-West seinen Zug nach dem Osten an und wurde zuletzt im Kino zur Groteske. ‚*The West has gone to the East, my son and it's only in tents such things are done!*‘ antwortet der älteste Ansiedler, genannt Six-gun-Sim, dem im Salonwagen nach dem Westen gekommenen Städter, der nach dem Wilden Westen fragt und nach all dem Drum und Dran der Romane und Wild West Shows.



Die Romantik ist vorüber, der *old six gun* baumelt nicht mehr drohend an der Hüfte jedes Mannes, er ist fast allein das Werkzeug der Hüter der öffentlichen Ordnung geworden und das seiner Gegner, der Verbrecher. Aber die Amerikaner nennen sich [229] stolz ‚*nation of riflemen*‘, und ich kann mir nicht versagen, dazu eine kleine Illustration zu geben. Kurz vor dem Krieg besuchte eine Studiengesellschaft von 25 amerikanischen Tierärzten die tierärztlichen Hochschulen und Schlachthöfe Deutschlands und Österreichs. Sie kamen natürlich auch nach Dresden, und ich war sehr gespannt auf diese Sendlinge der ‚*nation of riflemen*‘, denn daß Tierärzte so gut wie alle Jäger sein müßten, stand mir außer allem Zweifel. Aber wie erstaunte ich: keiner war Jäger oder Schütze, keiner besaß einen Revolver oder verstand etwas von diesen Sachen. Ich sah sehr bald, daß man jenseits des großen Teichs vielleicht noch mehr mit Wasser kocht als bei uns, die wir uns einst das Volk der Waffen nannten und vor nichts eine größere Angst haben als vor Schußwaffen, derentwegen wir umständliche Gesetze schmieden, weil vielleicht im Jahr einmal einer oder zwei durch Schußwaffen umkommen, und freundlich lächelnd zusehen, wie im Jahr hunderte durch Automobile ihre schnelle Beförderung in das Jenseits erleiden.

Allerdings eines muß man den Amerikaner lassen: der Schießsport ist drüben ganz besonders geachtet und hat nach dem Krieg einen großen, vom Staat mächtig unterstützten Aufschwung genommen, im geraden Gegensatz zu uns, wo Staat und Gesellschaft ihm feindlich oder mindestens geringschätzig gegenüberstehen. Freilich fehlt es auch drüben nicht an Narren, die jedem anständigen Staatsbürger die Waffe verbieten möchten, damit Gauner und Verbrecher leichteres Spiel haben, denn die besitzen stets Schußwaffen, [230] auch wenn tausend drakonische Gesetze den Besitz verbieten.

Aber was wäre der Abenteuerroman ohne Waffen, was ‚Winnetou‘ ohne Silberbüchse, Bärenlöter und Henrystutzen! Schade, daß Karl May nicht Colt und seinem Revolver ein solches Denkmal gesetzt hat wie Tyler Henry.

[[231]]

Verstand oder Gefühl?
Von Lisa Barthel-Winkler

©

Das Sonnenfest der Prärie-Indianer

Von Prof. Dr. K.^[Konrad] Th.^[Theodor] P r e u ß

Direktor am Staatlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

Für einen Museumsleiter ist es eine Freude zu beobachten, wie sich die Jugend besonders zu den toten Schätzen drängt, die den Kulturbesitz der Prärie-Indianer veranschaulichen. Sie kommt hin, weil sie ein farbenprächtiges Bild von den Trägern dieser Kultur bereits in ihrem Innern mitbringt. Nicht die Völkerkunde hat das zuwege gebracht, sondern die leuchtenden und edlen Gestalten, die ein Karl May in die Herzen pflanzte. Er hat die Seelen geöffnet, daß sie nun empfänglicher dafür geworden sind, das Menschliche aufzunehmen, das wir Wissenschaftler in dem Indianer suchen. Karl May schätze ich daher als eine Art Wegbegleiter für die Lehren der Völkerkunde, die ohne ihn vielleicht gar nicht an die Jugend herantreten könnte, da ihr zunächst manches Fremdartige, ja Abstoßende anhaftet, das aber bei näherem Zusehen ebenfalls die Menschheitsseele zeigt, die einst Karl May zu suchen ausgezogen war.

Ein kleiner Ausschnitt aus dem religiösen Leben der Prärie-Indianer wird uns das vor Augen führen.

Dazu müssen wir einen kleinen Umweg über die alten Bewohner Mexikos und ihre noch heute in einsamer Berggegend wohnenden Verwandten machen, bei denen man die alten Anschauungen noch treu bewahrt findet. Die Ausläufer der mexikanischen **[238]** Ackerbaukultur und ihre Ideen haben sich nämlich bis zu den Siouxstämmen verbreitet, obwohl diese später bei ihrem Vordringen nach Westen in die Prärie durch die Büffeljagd teilweise eine andere Lebensweise angenommen hatten.

Als ich 1905 – 1907 19 Monate ununterbrochen unter den Indianern der Sierra del Nayarit in der Nähe des Stillen Ozeans lebte, um ihre Beziehungen zu den alten Mexikanern zu studieren, erlebte ich aus ihren alten mündlichen Ueberlieferungen und Gesängen, die ich in ihrer Sprache aus ihrem Munde aufschrieb, und aus ihren dramatisch bewegten Festen, an denen ich viele Nächte teilnahm, eine ganz merkwürdige Erscheinung. Was an Gewächsen aus dem Schoß der Erde aufsprießt, kommt zugleich von den Sternen des nächtlichen Himmels herab. So befindet sich bei den Cora-Indianern der Mais als die Gottheit des Abendsterns mit Namen Sáutari am Himmel, wird dann bei der Aussaat in der Zeremonie des Sätanzes in die zur Aufnahme der Saat gemachten Löcher gelegt, sprießt als Maisstaude auf, woran er als Maiskolben erscheint, und wird bei dem Erntefest von seiner trauernden Mutter, der Erd- und Mondgöttin, die zugleich selbst der Mais ist, dem Kochtopf bzw. der Röstpfanne überantwortet. So wird er getötet, und ‚es weint unsere Mutter über ihren Sohn‘. Im folgenden Gesang erscheint der Maisgott Sáutari aber wiederum am Himmel und verkündet seiner Mutter die frohe Botschaft: ‚Ich bin nicht gestorben.‘ Bei den benachbarten Huichol-Indianern aber wurde am Fest der Aussaat sogar das Herabkommen vom Himmel und die Befruchtung der Erde durch Menschen als Gottheiten **[239]** des Maises mimisch dargestellt. Eine Stange, die ‚bis zum Himmel reicht‘, wurde aufgestellt, lange, gemusterte Gürtel, wie sie die Huichol tragen, wurden an der Spitze aufgehängt, die Enden ergriffen die als Weiber verkleideten Tempelbeamten, und ein alter Mann führte mimisch die Paarung mit ihnen aus. Hier sind also die weiblichen Gestalten die vom Himmel gekommenen Gottheiten des Maises, und ihre Befruchtung stellt zugleich die Befruchtung der Erde dar, da diese als weibliche Gottheit mit dem Monde und dem Mais identifiziert wird.

An den Festen im alten Mexiko kann man nach den Beschreibungen der alten mexikanischen und spanischen Berichterstatter und aus den Darstellungen der Bilderschriften denselben Vorgang feststellen, nur daß die den Mais bzw. die Erde darstellenden Menschen wirklich dem Tode überliefert wurden. Man sieht dort in einer Bilderschrift z. B. einen hohen Mastbaum mit einem rechteckigen Gestell auf der Spitze, auf dem vier als Vögel verkleidete Menschen sitzen. Daß diese als Maisgötter vom Himmel herabkommen sollen, kann man aus einem noch heute in der atlantischen Küstengegend gebräuchlichen, halb religiösen Fliegerspiel ersehen, bei dem gleichfalls vier Menschen von einer solchen sich drehenden Plattform auf der Spitze eines bis 20 Meter hohen Mastbaums an sich allmählich abwickelnden Stricken in immer weiter ausgedehnten Kreisen auf die Erde herabschweben. In dem genannten Bilderkodex steht neben der Stange mit den vier Gestalten ein leiterartiges hohes Gestell im Erdboden, an dessen oberem Ende ein Mann mit **[240]** ausgebreiteten Armen und Beinen festgebunden ist, den untenstehende Leute mit Pfeilen beschießen. Ein alter Bericht erzählt nun, daß die Erd- und Mondgöttinnen einst mit ihren Gefangenen, die sie bei einem andern Volke erbeutet hatten, die aber zugleich ihre Männer waren, zu einem Fest gingen und den

Gefangenen eröffneten: ‚Wir werden mit euch die Erde begatten, mit euch ein Fest ausrüsten und euch mit Pfeilen erschießen.‘ Man hat längst erkannt, daß das Erschießen mit Pfeilen eine sinnbildliche Darstellung der Paarung ist und daß die Stellung mit ausgebreiteten Armen und Beinen das Empfangen der Frucht bedeuten soll. In derselben Haltung mit ausgebreiteten Armen und Beinen steht z. B. am Erntefest der die Erd- und Mondgöttin darstellende Priester am Fuß der Pyramide des Sonnengottes, um ihren Sohn, den Maisgott, zu empfangen und zugleich zu gebären. Die von Himmel herabgekommenen Maisgötter werden also, wie wir es bereits bei den Huichol kennengelernt haben, durch den Samen befruchtet, und folgerichtig trägt der sonst männliche Gott für diesen Akt ein Weiberröckchen aus Blättern, da er dabei die Erde selbst vorstellen soll. Der ganze Vorgang des Naturgeschehens wird als etwas Natürliches und Unvermeidliches von der Erd- und Mondgöttin angeordnet, ebenso wie sie ja auch bei den Cora selbst ihren Sohn, den Maisgott, dem Feuer überantwortet. In diesem Falle werden die Geopferten als ihre Gefangenen bezeichnet, weil meist nur Kriegsgefangene den Göttern geopfert wurden, und daß sie tatsächlich ihre Männer sind, ersehen wir daraus, daß dieselben Gestalten in den Bildern des Erntefestes [241] in langer Reihe mit großen Phallen versehen auf die Göttin zukommen.

Das altmexikanische Opfer durch Erschießen wird in manchen Bilderschriften noch durch die Darstellung eines Kampfes ergänzt, wobei der Gefangene auf einer Art Mühlstein steht und sich mit unzureichenden Waffen gegen zwei voll bewaffnete Männer zu verteidigen hat. Dazu wurden nur besonders kräftige Gefangene ausgewählt, damit der durch den Winter verbrauchte und abgenutzte Dämon der Erde und des Maises sich immer noch als stark und kräftig erweise und die Gewähr für ein gedeihliches Wiedererstehen und Hervorbringen der Saaten liefere. Auch dieser Akt war bereits als eine Befruchtung gedacht, weil der Gefangene mit dem ‚Lebensmittelseil‘ in dem Loche des Steins angebunden war, das als der Zugang zum Erdinnern galt.

Wir brauchen dieses Frühlingsfest der alten Mexikaner nicht weiter zu verfolgen, weil der bisher festgestellte Verlauf und Ideengehalt einen genügenden Anhalt für die Erklärung des Sonnenfestes der Prärie-Indianer bietet und beider geschichtliche Verwandtschaft nahelegen wird. Die ursprünglichste Schilderung, die wir von ihm besitzen, liefern uns die Mandan-Indianer, die früher am oberen Missouri wenig oberhalb der Mündung des Yellowstone-Flusses saßen. Der Maler George Catlin hat das Fest vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst beobachtet und unter Beigabe ausgezeichneter Bilder eingehend beschrieben. Aber auch der deutsche Forscher Maximilian, Prinz zu Wied, gibt auf Grund mehrerer anderer Augenzeugen einen anschaulichen Bericht darüber. Natürlich ist der Verlauf [242] des Festes anders als das, was wir bisher vom Frühlingsfest der altmexikanischen Indianer gehört haben, aber die Ähnlichkeiten und vor allem der ganze Ideengang läßt eine geschichtliche Verbindung mit Mexiko vermuten.

Vor allem scheint die erste der drei Seiten des Festes, nämlich die Feier des Andenkens an die Flutkatastrophe, gar nicht in Mexiko in Verbindung mit dem Feste vorzukommen. Indessen bildet sie einen zugehörigen Bestandteil der übrigen Zeremonien, zumal ein großer Teil davon um das Abbild des ‚großen Kanu‘ stattfand, das mitten auf dem Dorfplatz vor der großen Medizinhütte stand. Es war ein zylindrischer oder faßartiger Behälter von 2 bis 3 Meter Höhe aus Brettern, die in die Erde gegraben und mit Schlingpflanzen oder Zweigen umwunden waren. Darin habe sich bei der großen Flut der erste und einzige Mensch (Numokmúckana) auf einem hohen Berg im Westen gerettet. Auch die mexikanischen Huichol fertigen zur Regenzeit eine solche Arche aus einem ausgehöhlten Baumstamm als Opfer für die Erd- und Mondgöttin an. Diese hatte nach der Erzählung einen Menschen von dem Eintreten einer Flut benachrichtigt und ihn ein solches Fahrzeug bauen lassen, um ihn zu erretten.

Es ist hier nicht der Ort, die Flutsagen ihrem mythischen Inhalt nach zu vergleichen und zu deuten. Es ist aber notwendig, darauf hinzuweisen, wie die Verbindung der Flutmythen mit dem Frühlingsfest zustande kommt. In der erwähnten Huicholmythe wird das Opfer der Arche im Beginn der Regenzeit dargebracht mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch viel Regen zu erhalten. Der Beginn [243] der Regenzeit ist aber zugleich der Anfang der Aussaat, so daß das Andenken der Flut unmittelbar auf die Saat Bezug nimmt. Hat doch auch der gerettete Mensch alle Arten Samen mitgebracht, um sie nach der Landung des Fahrzeugs auf der wohl durchfeuchteten Erde auszusäen. Ähnlich verhält es sich aber auch mit der Flutmythe der Mandan. Obwohl hier der Zweck der Erinnerungsfeier der sein soll, durch ein Opfer von schneidenden Werkzeugen ins Wasser – denn mit solchen Werkzeugen sei das große Kanu gebaut worden – eine Wiederholung der Flut zu vermeiden, so ist doch auch hier die Zeit des Festes durch ein Ereignis der

Flutsage gegeben: die Weiden müssen ausgewachsene Blätter haben, denn die von dem geretteten Menschen ausgesandte Taube brachte einen solchen Zweig damals zurück. Mit Bündeln von Weiden sind auch die Büffeltänzer auf dem Rücken bepackt, die in der zweiten Hauptzeremonie eine besondere Bedeutung haben; mit solchen Zweigen ist die Medizinhütte ausgeschmückt, und Weidenzweige befinden sich in den Händen mancher anderer an den Zeremonien beteiligter Personen und der Zuschauer. Es handelt sich also auch bei den Mandan um die Zeit der Aussaat, obwohl bei dem ganzen Fest niemals von Aussaat die Rede ist, und ich habe schon an anderer Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß das Ende der Flutmythen in Mexiko und den Vereinigten Staaten, soweit Angaben vorliegen, auf den Frühling hinweist.

Einige Worte müssen wir nun zunächst dem ‚ersten und einzigen Menschen‘ Numokmúckana und dem bösen Geiste Okihide widmen, die beide an [244] dem Feste auftreten und in ihrem Wesen große Ähnlichkeit mit dem ‚älteren Bruder‘ Hatsikan, dem Morgenstern der Cora, und seinem Bruder Sáutari, dem Abendstern, haben. Hatsikan und Sáutari sind die Söhne des Sonnengottes und der Erd- und Mondgöttin. Von ihnen ist der erstere gewissermaßen der aktive, der andere, Sáutari, der passive Maisgott, der im Frühling auf die Erde gesandt wird. Hatsikan legt mit Hilfe der anderen Sterne, die als Hirsche aufgefaßt werden, auf wunderbare Weise ein ungeheures Maisfeld an und kehrt dann im Herbst wieder zum Himmel zurück, das Feuer mit sich nehmend. Mit diesem Feuer ist das im Herbst schwächer werdende Sonnenfeuer gemeint, das sich in dem dafür reicher werdenden Sternenfeuer offenbart. Von Sáutari, der als Maiskorn gesät wird, dann aufgeht, als Mais wieder erstet, schließlich bei der Ernte im Feuer getötet, dann aber doch wieder lebendig wird und an seinen Sternenhimmel zurückkehrt, haben wir bereits das Nähere erfahren. Über Hatsikan ist aber noch eine wichtige Tatsache zu berichten. Er hat nämlich die Menschen die Zeremonien gelehrt, die besonders das Gedeihen der Saaten zur Folge haben, und er selbst kommt bei jedem Feste zu den Menschen, um in Person die Zeremonien anzuführen, d. h. er wird durch einen Knaben bei den heiligen Handlungen dargestellt, da er als kleiner Knabe gedacht wird.

In die Augen springt nun besonders der Umstand, daß auch Numokmúckana, der Sohn des in der Sonne wohnenden Herrn des Lebens, das Fest bei den Mandan eingeführt hat und nun jedes Jahr von seinem hohen Berg im Westen, wo das Kanu [245] nach der Flut gelandet war, über die Prärie in das Dorf kommt, um die das ganze Jahr verschlossene große Medizinhütte für das viertägige Fest zu öffnen, sie instandzusetzen, die Opfer der schneidenden Werkzeuge für das Wasser zur Vermeidung einer neuen Flut einzusammeln und die Prüflinge für die Marterung zu besichtigen. Nach Catlin verschwindet er dann wieder am nächsten Tag, bevor die Büffeltänze beginnen, übergibt aber vorher dem Leiter der Zeremonien die heilige Medizinpfeife, die er mitgebracht hat und die diesen befähigen soll, die Tätigkeit des später auftretenden Okihide, des bösen Geistes, zum Wohlergehen der Menschen zu regeln.

Von der Kleidung Numokmúckanas ist nur als wichtig zu erwähnen, daß er nach dem Prinzen zu Wied ‚auf dem unteren Teile seines Rückens ein Stück Holz trägt, woran der Schwanz einer Bisonkuh befestigt ist‘. Nach einer Erzählung ist dieser Schwanz aber eigentlich ein ungeheurer Phallus, mit dem Numokmúckana zum Erstaunen aller geschlechtliche Wunderdinge ausführte, als ihn ein fremdes Volk durch Überlassung vieler Weiber töten wollte. Er hat also die Natur eines Büffels, der, wie wir sehen werden, mit dem Mais identisch ist, und ist demnach auch nach dieser Richtung mit dem aktiven Maisgott Hatsikan zu vergleichen.

Noch deutlicher und einfacher ist der Vergleich Okihides mit Sáutari. Okihides Aufgabe ist nämlich, mit seinem großen Phallus die um die Arche tanzenden Büffel zu bespringen, was die zweite Hauptzeremonie des Festes ausmacht. Er ist also der Büffeltier, was noch dadurch hervorgehoben wird, [246] daß er an einer dünnen Hüftschnur hinten einen Büffelschwanz trägt und daß ihm z. B. auch vorn am Grunde seines langen hölzernen Phallus Büffelhaare an der Hüftschnur sitzen. Nach einer Erzählung besteht sein Körper aus Büffelfleisch, von dessen Fett eine Jungfrau genießt und dadurch einen Heilbringer zur Welt bringt. Auch Okihide steht gleich dem Brüderpaar Hatsikan-Sáutari mit Numokmúckana bald in enger Gemeinschaft, bald im Gegensatz, indem er z. B. durch das Vorhalten der Numokmúckana gehörigen Medizinpfeife vom Leiter der Zeremonien zeitweise gelähmt wird, damit er nicht Gewalt über die zuschauenden Weiber erlangt. Zur Sonne steht er ebenfalls in guten Beziehungen, denn er gibt ihr durch Zeichen zu verstehen, wie gut man ihn behandle und wie töricht es von ihr sei, so weit entfernt zu bleiben. Gleich Numokmúckana kommt er von Westen aus der Prärie herbeigelaufen, sein Körper ist nackt und ganz schwarz bemalt, nur, daß weiße Ringe überall darüber verstreut sind. Der Name ‚Eule‘, den ihm Catlin gibt, deutete ebenso darauf hin, daß er ein nächtliches Wesen ist, vielleicht der Sternenhimmel, und ebenso vom Himmel als Gesandter

herabkommt wie Numokmúckana.

Schließlich sind auch die Büffeltänzer, die durch ein übergehängtes Büffelfell mit Schwanz und Kopf als solche kenntlich gemacht sind, keine Darsteller gewöhnlicher Büffel. Sie tragen nämlich, abgesehen von ihrer sonstigen Bemalung, das Gesicht eines Kindes auf dem Leibe, dessen Mund der Nabel des Betreffenden bildete. Am ersten kann man dabei wohl nach allem, was wir noch hören [247] werden, an die Geburt des zu erwartenden Maisgottes denken. Außerdem aber tanzen zwischen den vier, nach den vier Richtungen aufgestellten Büffelpaaren, in demselben Tanzschritt je eine merkwürdige Gestalt mit demselben Stab und derselben Rassel wie die Büffeltänzer in den Händen. Zwei von diesen waren vollständig schwarz bemalt und wurden die Nacht oder das Firmament genannt, während zahlreiche weiße Federn auf den Körpern die Sterne hießen. Die beiden andern, vom Kopf bis zu den Füßen rot bemalt, stellten den Tag dar, und weiße, senkrechte Streifen waren die Geister, die von den Strahlen der Sonne des Morgens fortgejagt wurden. Sie verkörperten also die Natur der Büffel sowohl wie die des ‚bösen Geistes‘ Okihide, der als nächtliches Wesen gefürchtet, trotzdem aber täglich angefleht wurde, zum Feste herbeizukommen.

Weshalb darf man nun schließen, daß Okihide und die Büffel Maisgötter sind? Von unseren Quellen gibt nur der Prinz zu Wied etwas Einschlägiges an. Der im Monde wohnenden ‚Alten, die nie stirbt‘, wird zur Einweihung der zu pflanzenden Feldfrüchte das Mais-Medizin-Fest der Weiber gefeiert. Dazu hängt man viel trockenes Büffelfleisch als Opfer an lange Stangengerüste. Die älteren Weiber, die Repräsentantinnen der ‚Alten‘, denen nachher das aufgehängte getrocknete Fleisch gehört, tanzen und machen andere Zeremonien mit Stöcken, auf deren Spitze ein Maiskolben gespießt ist. Dann kommen die Jüngeren und stecken ihnen etwas trockenes, pulverisiertes Büffelfleisch in den Mund, wofür ihnen wieder jene ein Korn von dem [248] geweihten Mais zu essen und ein paar andere Körner zur Mischung unter den Saatmais geben. Im Herbst wird dieselbe Maismedizin wiederholt, aber nicht, um Mais zu erhalten, sondern um die Bisonherden anzuziehen. Sie haben dabei eine ganze Maispflanze im Arm und nennen den Mais und gewisse Vögel, die das Sinnbild der Feldfrüchte sind, mit dem Namen der ‚Alten, die nie stirbt‘, indem sie ihr zurufen: ‚Mutter, habe doch Mitleid mit uns! Schicke uns die strenge Kälte nicht zu früh, damit wir Fleisch behalten! Lasse doch nicht alles Wild fortziehen, damit wir für den Winter auch etwas haben!‘

Die Identität von Büffel und Feldfrüchten tritt hierin schon ziemlich deutlich zutage, weil beides unter der Obhut derselben Maisgöttin steht, die also mit beiden gewissermaßen identisch ist. Im weiteren Verlauf des Festes wird uns das noch viel klarer werden. Es sei aber zum Belege wenigstens noch der Mythos der kulturverwandten Arikara von der Auffindung des Mais erzählt. Ein Jäger beobachtete einen Büffel, der vier Tage lang an derselben Stelle stand, nur nacheinander mit dem Kopf nach Norden, Osten, Süden, Westen gerichtet. Stets wartete der Jäger vergebens, daß jener sich von der Stelle entfernen und er dadurch zum Schuß kommen könnte. Am fünften Tag war auf einmal der Büffel verschwunden, aber an seiner Stelle stand eine seltsame Pflanze, ohne daß irgendeine Spur des Büffels nach einem anderen Orte sich finden ließ, außer der, die er bei den Drehungen hinterlassen hatte, und einer einzigen Spur in der Mitte, aus der die Maispflanze – [249] denn diese war ihnen dadurch gegeben – aufgesprungen war.

Nachdem so die Identität von Mais und Büffel und die Paarung als ein Mittel zum Hervorbringen der Vegetation erwiesen ist, wird uns das Schicksal Okihides zu weiteren Schlüssen verhelfen. Nach diesem Akt wird er allmählich, erschöpft wie er ist, immer mehr von den Frauen bedrängt und versucht, auf die Prärie zu entkommen. Das gelingt ihm aber erst, nachdem ihm von einer Frau sein langer hölzerner Phallus geraubt worden ist, den sie nun, von zwei alten Frauen auf jeder Seite begleitet, im Triumph ins Dorf zurückbringt. Sie wird von ihren vier Begleiterinnen auf die Medizinhütte gerade über der Tür gehoben und redet die Menge an: sie halte die Kraft der Erzeugung und auch die Macht des Lebens und des Todes über sie. Sie sei der Vater aller Büffel und könne sie nach Belieben veranlassen, zu kommen oder fortzubleiben.

Daß diese Frau die Rolle der ‚Alten, die nie stirbt‘, spielt, dürfte außer Zweifel sein. Sie ist es im Grunde, die Okihide zu seiner erzeugenden Tätigkeit gesandt hat und ihm nach Vollbringung seines Auftrags sein magisches Instrument, den Phallus, wieder abnimmt, da sie eben in der Tat die Herrin über die Vegetation und die Büffel und demgemäß über Leben und Tod der Menschen ist. Bekräftigt wird diese Auffassung durch das letzte, in der Nacht nach dem vierten Feiertage stattfindende ‚Fest der Büffel‘. Ein Ausrufer geht durchs Dorf und verkündet, daß die ganze Regierung der Mandan sich nun in den Händen einer Frau befinde, [250] daß die Häuptlinge in dieser Nacht alte Frauen seien und niemand seine Hütte verlassen dürfe. Das Wesentliche der Zeremonien besteht darin, daß jene Frau, die Besiegerin von Okihide, mit

ausgewählten Genossinnen laszive Tänze vor dem Leiter der Zeremonien, den nun ohne Tracht und Bemalung teilnehmenden Büffeltänzern und wenigen anderen beim Fest tätig gewesenem älteren Häuptlingen aufführt und sie nacheinander zur Paarung in der Prärie auffordert. Obwohl von Catlin ausdrücklich gesagt wird, daß der Name ‚Fest der Büffel‘ von der Teilnahme der acht Büffeltänzer herrührt, so ist der Sinn der Begattungszeremonien auch hier natürlich ein Vegetationszauber, und sie sind ganz dazu geeignet, die eigentliche bedeutende Idee des Festes zu beleuchten. Hier zeigt sich die ‚Alte, die nie stirbt‘, in der Gestalt der betreffenden Frau und deren Genossinnen, selbst als Mais, d. h. als Büffel, wie ja auch bei den Cora und den alten Mexikanern die Erd- und Mondgöttin zugleich der Mais ist. In dem sexuellen Akt nimmt sie nun selbst die Saat in ihren Erdschoß auf.

Es bleibt noch die dritte Hauptzeremonie des ganzen Festes zu betrachten; die Marternszenen, die in ihrer äußeren Gestaltung besonders an das mexikanische Frühlingsfest anzugliedern sind. Catlin sagt, daß sich dieser Marter alle jungen Leute unterziehen mußten, die zu Kriegen befördert werden sollten, und daß man durch die Beobachtung der Art, wie sie die Peinigungen klaglos ertrugen, und der Zeit, wie lange sie sie, ohne in Ohnmacht zu fallen, auszuhalten vermochten, die einzelnen Individuen als künftige Führer auf Kriegszügen [251] auserlesen konnte. Das alles scheinen aber nur Umbiegungen der ursprünglichen Idee der Martern zu sein, zumal die nordamerikanischen Indianer, abgesehen eben vom Sonnentanz und dem Opfer von Fingergliedern, die übrigens bei diesem Fest auch vorkamen, blutige religiöse Martern wenig kannten, während derartiges bei den alten Mexikanern etwas ganz Gewöhnliches war. Jedenfalls würde auch die Marterung aus dem Zusammenhang des sonst einheitlichen Festes ganz herausfallen, wenn nichts weiter als eine Art Mannbarkeitsprobe dahintersteckte.

Zur Beurteilung der Martern muß folgendes dienen. Die Überwinderin Okihides, d. h. die Erd-, Mond- und Maisgöttin gibt den Befehl zum Beginn der Martern und läßt dazu die Büffel- und Menschenschädel, die bis dahin auf dem Boden der Medizinhütte in Reihen gelegen haben, an die Pfosten der Hütte hängen. Von ihr also insbesondere geht die wohl als Hauptszene des ganzen Festes zu betrachtende Marterung aus, ganz ebenso wie die mexikanischen vier Erd- und Mondgöttinnen ihre Gefangenen, eigentlich ihre Männer, als Opfer erschießen lassen. Wie bekannt, werden die Krieger der Mandan mit Riemen, die man durch das Brust- und Rückenfleisch zieht, zur Decke der Medizinhütte in die Höhe gezogen. Diese seltsame Art der Marterung entspricht dem Herabkommen des Maisgottes, wie wir es bei Numokmückana, bei Okihide, den Büffeln überhaupt, aber auch bei dem mexikanischen Frühlingsgott, der zum Erschießen oben auf einem Gerüst festgebunden wird, und bei seinen Verwandten im mexikanischen Kulturkreise gesehen [252] haben. An beiden Beinen der so in die Höhe Gezogenen hängen auf dieselbe Art, wie der ganze Körper an der Decke befestigt ist, je ein Büffelschädel. Dadurch soll die Identität des aufgehängten Menschen und des Büffels, beides Verkörperungen des Mais, betont werden. Der Büffel ist aber wie die Mond- und Erdgöttin zugleich die Erde, und wenn später die Krieger in rasendem Lauf, schließlich ohnmächtig, von je zwei Männern um die Arche geschleift werden, bis die Büffelschädel sich von selbst von den Beinen lösen, so kommen sie dadurch in die engste Berührung mit ihr wie das Samenkorn, das der Erde übergeben wird, um darin zu sterben, dann aber wieder zu neuem Leben zu erstehen.

In der Tat ist der Sinn der Martern kein anderer als der, daß die Menschen als Vertreter des Saatkorns sterben sollen. Daraus erklären sich vielleicht auch die Büffel- und Menschenschädel und die fortgesetzte jammernde Klage des Leiters der Zeremonie an der Arche, von der der Prinz zu Wied berichtet.



Marterung der Jünglinge beim Frühlingsfest
der Mandan-Indianer

Kriegsehrenzeichen bei den Prärie-Indianern

Von Hermann D engler

Die nachfolgende Abhandlung kann aus Raummangel unmöglich erschöpfend sein. Sie soll in erster Linie die Begriffe klarstellen und dann an einigen Beispielen zeigen, auf welchen Wegen ein Prärie-Indianer zu seinem oft so prächtigen Schmuck gelangen konnte.

Wir lesen und sprechen häufig von ‚kriegerischen‘ Naturvölkern, ohne uns klar darüber zu sein, was diese Menschen unter Krieg und Kriegführung verstehen. Wir setzen unbewußt unsre Begriffe von Krieg voraus, übertragen sie auf diese Völker und bekommen so ein ganz falsches Bild.

Der Krieg im weitesten Sinne, der Kampf ums Dasein, ist älter als die Menschheit und wird in irgendeiner Form fortbestehen, solange es noch organisches Leben auf dieser Erde gibt. Das ‚Reich des Friedens‘, ursprünglich einfach das Reich ungestörten Genusses des irdischen Besitzes, ist ein Ideal, ein Traum, der im weitesten Sinne wohl niemals verwirklicht werden kann. Aber mit dieser Erkenntnis das Streben danach aufzugeben, wäre verfehlt.

Letzten Endes soll ja jeder Krieg dem Frieden dienen, ihn festigen. ‚*Si vis pacem, para bellum!*‘ (= ‚Willst du Frieden, so rüste dich zum Krieg!‘) sagten die Römer, und leider sind wir noch lange nicht so weit, diesem Satz seine Berechtigung absprechen zu können.

[254] Auch in Karl Mays Erzählungen wechseln Krieg und Frieden, aber auch er zeigt an kriegstüchtigen und kriegerischen Idealgestalten die immer wieder im Menschen auftauchende Sehnsucht nach Frieden. Bei seinen Helden geht es, wenn die Notwendigkeit dazu zwingt, durch Kampf, sogar blutigen Kampf, zu Sieg und Frieden.

Unter kriegerischen Naturvölkern dürfen wir durchaus nicht immer mordlustige, blutgierige Barbaren verstehen. Das Töten der Gegner ist bei vielen Naturvölkern längst nicht mehr der Endzweck von Kampf und Krieg. Für viele bedeutet er eine Art Sport, eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, Ruhm zu erwerben. In ganz besonderem Maße tritt uns diese Auffassung vom Krieg bei den Prärie-Indianern entgegen.

Wir sind allgemein gewohnt, die Indianer unterschiedslos als ausgesprochene Skalpjäger zu betrachten, und die Prärie-Indianer sind für den weitaus größten Teil der Europäer die Indianer. Wie unrichtig diese Vorstellungen sind, habe ich schon in früheren Jahrbüchern angedeutet.

Der kriegerische Ruf eines Prärie-Indianers beruhte in erster Linie auf der Zahl und Art der ‚coups‘, die er ‚zählte‘.

Das Wort ‚coup‘ (Mehrz.: *coups*, spr. *ku*) entstammt dem Französischen und bedeutet ursprünglich einfach Schlag, dann aber auch eine rasche, im üblichen Sinn ausgeführte, wohlüberlegte Tat. Beim Prärie-Indianer bezeichnet es irgendeine Kriegstat, bei der man sich bewußt persönlicher Gefahr aussetzte. Ein Coup wurde je nach den Umständen höher oder geringer gewertet und erforderte **[255]** häufig sehr viel Mut und Unerschrockenheit.

Im gewöhnlichen Sinne versteht man unter Coup das Berühren eines gefallenen oder verwundeten Gegners mit dem ‚Coupstock‘, einem besonderen, oft schön verzierten, 1½ – 2 Meter langen Stab, oder mit einer Waffe während des Gefechts.

Fiel ein Kämpfer, so rannten die Gegner sofort mit Coupstöcken und Waffen auf den Gefallenen zu Fuß und zu Pferd los, um den Körper zu berühren und Coup zu zählen. Die Genossen des Gefallenen suchten aber die Feinde durch scharfes Feuern und Gegenangriffe abzuhalten, und darin lag die Gefahr.

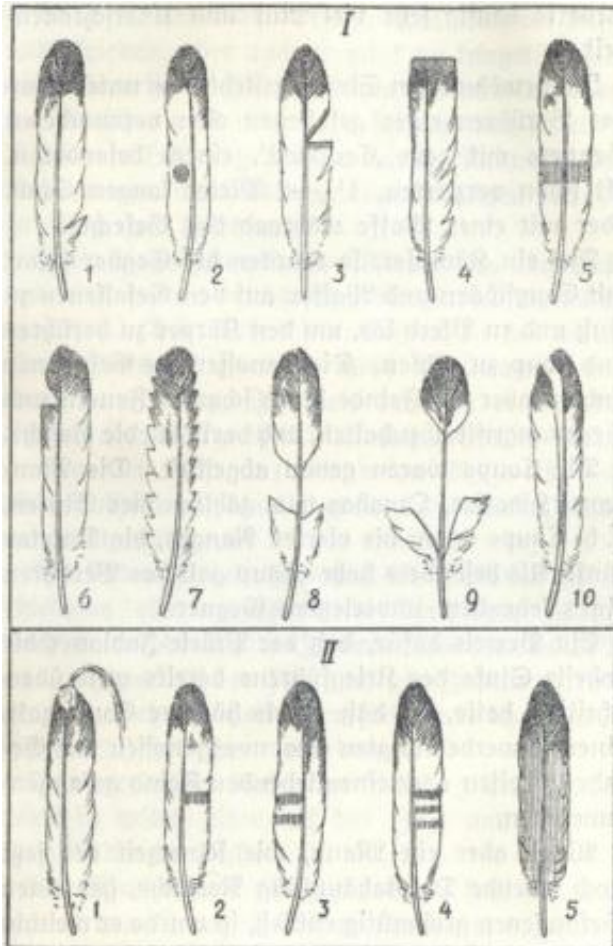
Die Coups waren genau abgestuft. Die Mandans, Hidatsas, Omahas u. a. zählten vier Stufen, d. h. Coups ersten bis vierten Ranges, die Dakotas fünf. Als besonders hoher Coup galt das Berühren eines lebenden, unverletzten Gegners.

Ein Beweis dafür, daß die Prärie-Indianer die roheste Stufe des Kriegführens bereits weit überschritten hatten, ist, daß es als höchster Coup galt, einen schwerbedrängten Stammesgenossen aus Gefahr zu retten oder einen lebenden Feind gefangenzunehmen.

Wenn aber ein Mann, wie seinerzeit der jetzt noch lebende Dakotahäuptling Rotfuchs, gar einen Gefangenen großmütig entließ, so wurde er weithin gefeiert, bei Freund und Feind mit Achtung genannt und erhielt außer den ihm zustehenden Ehrenzeichen noch Ehrennamen und Titel.

Es sind Beispiele vorhanden, daß auch ganze Dorfschaften so mit ihren Gefangenen verfahren. Es war aber eine kostspielige Sache für den, der [256] den Gefangenen gemacht hatte, denn er mußte ihn vor der Entlassung mit Pferd und Kleidung versehen.

Wie sehr der Indianer darauf aus war, Coups zu zählen, und wie er dabei Gefahr mißachtete, geht [257] aus dem amtlichen Bericht von Major Marcus A. Reno über die Schlacht am Little Bighorn¹¹ hervor. Bei den wütenden Angriffen der Indianer auf Renos Verschanzung kam ein Krieger tatsächlich dazu, einen gefallenen Soldaten innerhalb der Verschanzung mit dem Coupstab zu berühren. Seine Kühnheit büßte er allerdings mit dem Leben.



[256 Bild / 257 Text]

Erklärung der nebenstehenden Zeichen:

I. Ehrenfedern der Dakotas.

1. Feind getötet, auch erster und zweiter Coup.
2. Feind mit Gewehr erschossen.
3. Feind skalpiert.
4. Dem Feind den Hals durchschnitten.
5. Feind getötet (Santi Dakota).
6. Dritter Coup.
7. Vierter Coup.
8. Fünfter Coup.
9. Annäherung des Feindes gemeldet.
10. Verwundetenabzeichen.

II. Ehrenfedern der Hidatsas.

1. Feind getötet und erster Coup.
2. Zweiter Coup.
3. Dritter Coup.
4. Vierter Coup.
5. Verwundetenabzeichen. Bei den Dakotas bedeutet die rotgefärbte Feder das Erlegen eines feindlichen Häuptlings oder eines Grislybären.

Einen ganz typischen Fall erzählt der Dakotahäuptling ‚Stehender Bär‘, der Ältere, aus seinem ersten Gefecht. Die Pahnis hatten unrechtmäßigerweise auf dem Gebiet der Dakotas gejagt und waren von diesen angegriffen und vertrieben worden. Als das Gefecht schon ziemlich abgeflaut war, traf ‚Stehender Bär‘ mit drei jungen Kameraden auf eine Haufen seiner Landsleute. Beim Näherreiten entdeckten sie, daß alle in achtungsvoller Entfernung um einen älteren Pahnikrieger standen, dessen Pferd ihm abhanden gekommen war und er zu Fuß mit [258] Pfeil und Bogen den Feinden standhielt. Seine ruhige, trotzig Haltung reizte die vier jungen Leute, und als sie gehört hatten, daß noch keiner den Pahnis berührt hatte, beschlossen sie, es zu wagen. Ein gemeinsamer Angriff hätte das Schicksal des Pahnis rasch entschieden, aber die Leute wollten ‚Coup zählen‘. ‚Stehender Bär‘ ritt als erster los, berührte den Mann mit der Lanze und erhielt dabei einen Pfeil in den linken Arm. ‚Schwarze Krähe‘ ritt als zweiter und erhielt einen Pfeil in die Schulter. Dann kam ‚Krähenhund‘, der seinen Pfeil in die Hüfte kriegte, und zuletzt ‚Einhöriges Pferd‘, dem, nachdem er Coup gezählt hatte, ein Pfeil in den Rücken fuhr. Jeder der vier Dakotas hatte somit seinen Coup und seine Verwundung, der unverwundet gebliebene Pahnis konnte vier Coups zählen! Der kriegerischen Ehre war auf beiden Seiten Genüge geschehen, die Dakotas ließen den Pahnis in Ruhe, und man trennte sich unter gegenseitiger Hochachtung.

¹¹ Eine ausführliche Abhandlung über die Schlacht am Little Bighorn befindet sich im Jahrbuch 1926.

Der ganze Hergang ist ein geradezu klassisches Beispiel für die Auffassung von Krieg und Kampf bei den Prärie-Indianern. Für beide Teile war es selbstverständlich, daß nicht alle oder viele auf den einen losgingen, sondern ehrlich und sportgerecht immer nur einer.

Man konnte unter Umständen auch an einem schlafenden Feind Coup zählen und hinterließ dann ein bestimmtes Zeichen, das dem Betreffenden bewies, daß er sein Leben der Großmut seines Gegners verdanke.

Die vereinigten Mandans, Arikaris und Hidatsas bei Fort Berthold am Missouri wurden 1878 von **[259]** zwei weißen Pferdedieben bestohlen. Die beiden Halunken trieben die gestohlene Herde in der Richtung Teufelssee-Agentur, auf der zwei mit den Mandans und ihren Verbündeten in Freundschaft lebende Dakotastämme hausten. Zum Überfluß hatten die Diebe noch Dakotamokassins angezogen (übrigens ein beliebter Trick weißer Schurken, um harmlosen Indianern eine begangene Schandtät aufzuhängen). Die Bestohlenen hatten durch Späher bald die augenscheinliche Tatsache festgestellt, und voller Wut über den vermeintlichen Verrat begaben sie sich auf den Kriegspfad. Unterwegs beschossen sie, wohl in der Meinung, das Lager der Pferdediebe vor sich zu haben, die Familie des Halbblutfranzosen Louis Perronte, verwundeten die Frau und töteten zwei Kinder. Dies bedauerliche Vorkommnis scheint ihren Blutdurst bedeutend abgekühlt zu haben. Auf der Teufelssee-Agentur hatte man Wind von der Sache bekommen und war auf der Hut, aber trotzdem fanden eines Morgens eine ganze Anzahl Dakotas die berüchtigten Coupzeichen neben ihren Tipis! Die wirklichen Diebe hatten einen Haken geschlagen, die Pferde über die kanadische Grenze getrieben und verkauft, wurden aber später doch erwischt, abgeurteilt und hatten im Staatsgefängnis Gelegenheit, über die Wechselfälle des Schicksals nachzudenken. Der entstandene Streit zwischen den Indianern wurde, als der wirkliche Sachverhalt bekannt war, gütlich beigelegt. Die Sache schloß mit einem großen Fest in Fort Berthold, und der zufällig anwesende Perronte erhielt sogar als Sühnegeschenk fünfzig ausgezeichnete Pferde.

[260] Der Skalp ist beim Prärie-Indianer nur das äußere Zeichen eines großen Coups. Bei gemeinschaftlichen Kriegszügen fielen alle Skalpe dem Führer zu; es konnte vorkommen, daß ein Führer ein Dutzend oder mehr Skalpe heimbrachte, ohne einen einzigen Coup zu zählen.

Unter Umständen ist natürlich auch das Skalpieren ein Coup. Cronau berichtet von einem Dakota, der während eines Gefechts einem gefallenem Gegner mit raschem Zug des Messers die Skalplocke dicht über der Haut abschnitt, aber dabei ein halbes Dutzend Pfeilwunden erhielt.

Eine besondere Leistung vollbrachte der Schoschonenhäuptling Washaki im Jahre 1874. Er war damals 70 Jahre alt, und einige jüngere Männer, die auf die Häuptlingswürde ein Recht zu haben glaubten, begannen, gegen den alten Herrn zu wühlen. Sie brachten es auch wirklich so weit, daß man Washakis Absetzung ernstlich erwog und einen Zeitpunkt für die Wahl festsetzte. Washaki hatte noch gar keine Lust, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen, und war eines Tages verschwunden. Man hörte wochen- und monatelang nichts von ihm und nahm schließlich an, er habe sich so gekränkt gefühlt, daß er den Tod gesucht habe. Die Wühler fühlten sich bedrückt und mußten sich manch bittere Bemerkung gefallen lassen.

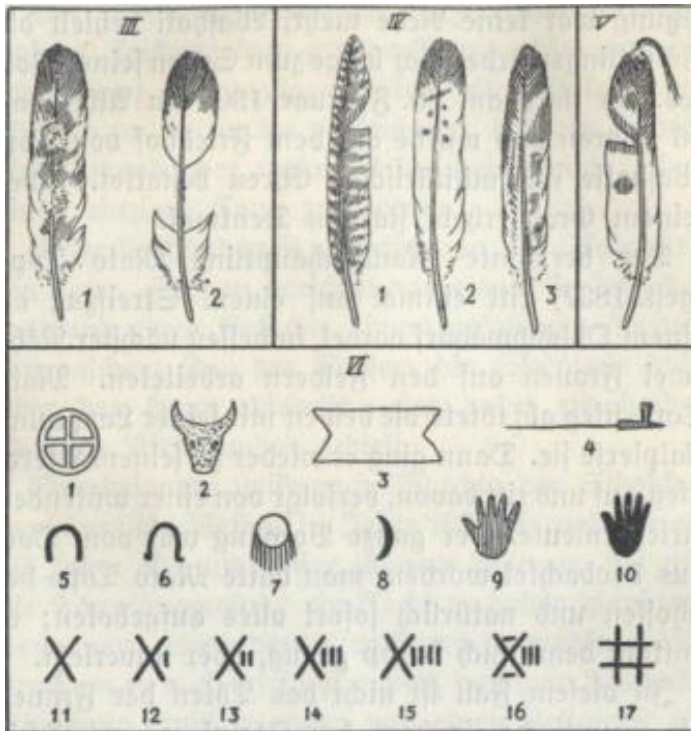
Als aber der bestimmte Tag gekommen und alles im Ratszelt versammelt war, ging plötzlich die Türklappe auf, Washaki trat herein, warf der erstaunten Versammlung sechs feindliche Skalpe für die Füße und sagte ruhig: „Laßt den, der Häuptling werden will, das erst einmal nachmachen!“ Von einer Absetzung **[261]** war keine Rede mehr, Washaki behielt die Häuptlingswürde noch lange zum Segen seines Volkes. Er starb am 20. Februar 1900 im Alter von 96 Jahren und wurde auf dem Friedhof von Fort Washaki mit militärischen Ehren bestattet. Über seinem Grab erhebt sich ein Denkmal.

Der berühmte Mandanhäuptling Mato Tope (gest. 1837) ritt einmal auf einem Streifzug an einem Odschibwädorf vorbei, in dessen nächster Nähe zwei Frauen auf den Feldern arbeiteten. Mato Tope stieg ab, tötete die beiden mit seiner Lanze und skalpierte sie. Dann ging er wieder zu seinem Pferd, stieg auf und ritt davon, verfolgt von einer wütenden Kriegermeute. Der ganze Vorgang war vom Dorf aus beobachtet worden, man hatte Mato Tope beschossen und natürlich sofort alles aufgeboten; er entkam denn auch knapp genug, aber unverletzt.

In diesem Fall ist nicht das Töten der Frauen die Hauptsache, sondern das Skalpieren angesichts und in Schußweite des Dorfes. Das Töten von Frauen gilt bei den Indianern auch nicht als Heldentat. Wäre Mato Tope nicht allein gewesen, so hätte er sich wahrscheinlich damit begnügt, die Frauen mit der Lanze zu berühren. Da er aber keine Zeugen hatte, tötete er sie und nahm die Skalpe als Beweise seines Coups (vgl.

dazu Abb IV, 3).

Infolge der peinlich genauen Abstufung der Kriegsehrenzeichen entstand häufig ein regelrechtes Wettrennen nach einem gefallenen Gegner. Jeder wollte der erste sein, und oft handelte es sich um Bruchteile von Sekunden. So konnten dann Meinungsverschiedenheiten darüber entstehen, wem das erste Kriegsehrenzeichen zukam.



[262 Bild / 263 Text]

Erklärung der nebenstehenden Zeichen

III. Ehrenfedern der Odschibwäs.

1. Der Träger skalpierte einen von seinen Kampfgenossen getöteten Feind und hatte dabei zwei Schuß im Gewehr (Hasenfellballen auf der Feder).
2. Der Träger tötete und skalpierte einen Feind.

IV. Ehrenfedern der Mandans.

1. Töten und Skalpieren eines Scheyennekriegers.
2. Töten eines Gegners mit dem Messer
3. Töten und Skalpieren einer Frau.

V. eine zusammengesetzte Ehrenfeder der Dakotas:

Erschoß einen Feind mit dem Gewehr und skalpierte ihn.

VI. Ehrenzeichen, die auf Körper und Kleidung gemalt bzw. gestickt wurden.

1. Retten eines verwundeten Stammesgenossen (Dakota).
2. Teilnehmer am Sonnentanz.
3. Hat viele Geschenke gegeben.
4. War Führer eines Kriegszuges.
5. Pferde erbeutet.
6. Beschlagnene Pferde (von Weißen) erbeutet.
7. Skalp genommen.
8. Feind bei Nacht angerufen.
9. Vom Feind verwundet (Dakota); bei einzelnen Abteilungen auch Gefangennahme eines lebenden Feindes.

Gelbe Hand bei den Mandans:

Feinde gefangen; weiße Hand bei den Winnebagos: Feind getötet. 10. Dakotas: Unglück; Omateras: Verwundung; Hidatsas: Feind getötet. 11 – 17. Coupzeichen der Hidatsas und Arikaras: 11. Hidatsas und Mandans: Zweiter Coup; Arikaras: Feind getötet. 12. Hidatsas und Mandans: Zweiter Coup; Arikaras: erster Coup usw. bis 15. 16. Hidatsas und Mandans: Zwei zweite und ein vierter Coup. 17. Erfolgreiche Verteidigung hinter Brustwehr.

[262] Von den Ponkas wird ein solcher Fall berichtet. Zwei Krieger hatten den Feind gleichzeitig erreicht und der eine mit dem Bogen, der andere mit dem Gewehr einen Schlag geführt. Der Krieger mit dem Bogen behauptete nun, sein Genosse habe nicht den Feind, sondern seinen Bogen getroffen; der Krieger mit dem Gewehr sagte dagegen, daß der andere nur sein Gewehr getroffen habe. Die Zeugen stimmten durchweg für den Bogenkrieger. Trotzdem wagte der Donnerpriester beim Fest der Verteilung der Kriegsehrenzeichen nicht, die Entscheidung zu treffen, und verschob die Erteilung mit dem Hinweis, die Götter würden entscheiden. Während der Herbstjagden [263] aber stürzte der Krieger, der den Feind mit der Büchse berührt haben wollte, so unglücklich mit seinem Pferd, daß er alsbald starb: die Götter hatten entschieden!

Ein so streng geregeltes Verfahren zeitigt naturgemäß auch Besonderheiten verschiedener Art. Es sind Fälle bekannt, daß sogar Kinder Coup zählten. [264] Bei einem Angriff der Unkpapas auf die in Fort Abraham Lincoln stationierten Arikari-Scouts war ein Unkpapa gefallen. Auf die Aufforderung seiner Mutter lief ein kleiner Knabe der Arikaris kühn hinaus und stieß ein Messer in den Toten. Er bekam dafür ordnungsgemäß seine aufrechtstehende Adlerfeder und das Recht, mit den erwachsenen Kriegern bei Festlichkeiten als Gleichberechtigter zu tanzen.

Ein Beispiel für die Höflichkeit und hohe Achtung, die von den Indianern dem Alter gezollt wurden, ist die Geschichte vom letzten Coup des Omahakriegers Zonzimoné. Bei einem Angriff auf das Dorf der Omahas war ein Feind gefallen. Zonzimoné, in seinen jungen Jahren ein tapferer Krieger, nun aber ein Greis, war durch den Kampfeslärm herausgelockt worden. Aber seine Beine hielten nicht Schritt mit dem jugendlichen Kampfes-eifer seiner Seele. Auf seinen Stab gestützt, kam er in Sicht des Gefechtsfeldes, als das Rennen der Kämpfer nach dem Gefallenen eben begonnen hatte. Zufällig erblickte ihn einer der Krieger. „Halt“, rief er, „hier kommt Zonzimoné, laßt uns ihm die Ehre des ersten Coups abtreten!“ Augenblicklich standen die Krieger still und bildeten Spalier. Zonzimoné, fast außer Atem vor Eifer, ruhte einen Augenblick, auf seinen

Stab gestützt, dankte den Stammesgenossen für ihre Höflichkeit und Bereitwilligkeit, ihn in seinem hohen Alter noch einmal Coup zählen zu lassen, ging dann auf den Gefallenen zu und berührte ihn mit seinem Stab. Dies Ereignis wird heute noch bei den Omahas in einem Lied besungen.

[265] Einen lustigen Anstrich hat die Geschichte von zwei Arapaho-Indianern, die [Alfred Louis] Kroeber erzählt. Die beiden fanden auf einem Streifzug einen toten Utahkrieger. Sie waren sehr höfliche Herren, und jeder wollte dem anderen die Ehre des ersten Schrittes überlassen. Es entstand ein förmlicher ‚Bitte-nach-Ihnen!‘-Streit, bis endlich der eine sich entschloß, die Ehre anzunehmen. Beim Näherkommen aber sagten ihnen nicht nur ihre Augen, sondern auch ihre Nasen, daß dieser Utah schon so lange tot sei, daß man an ihm füglich nicht mehr Coup zählen könne, und geknickt zogen sie ab.



Dieses Zeichen gemalt oder gestickt: hat Pferde verschenkt.

Diese Geschichte zeigt schon einen gewissen Verfall, noch mehr aber die folgende, die der Maler Fred Kurz berichtet.

Auf dem Handelsposten Fort Union am Missouri befand sich ein Assiniboinknaube zu Besuch. Als nun eine Abteilung Hidatsa-Indianer zum Handeln nach dem Fort kam, versteckte der Chef, Herr Kipp, den Assiniboin in seinem Privatzimmer, um Reibereien zu vermeiden. Die Hidatsas, oder wenigstens einer von ihnen, bekamen aber doch Wind von der Sache.

Plötzlich erschien nämlich ein Krieger bei Herrn Kipp und bat ihn, ihm den Assiniboin zu zeigen. „Ich will ihm gar nichts Böses tun“, sagte er treuherzig, „ich will ihm nur in deiner Gegenwart die Hand schütteln.“ Kipp durchschaute ihn jedoch und gab ihm den guten Rat, schleunigst aus seinem Geschäftszimmer zu verschwinden. „Wenn du Coup zählen willst, so tu das ehrlich im Gefecht!“

[266] Wie man sieht, konnten Coups und Ehrenzeichen auch erschlichen werden, die Prärie-Indianer hatten also eine ganz beachtenswerte Höhe der Zivilisation erreicht.

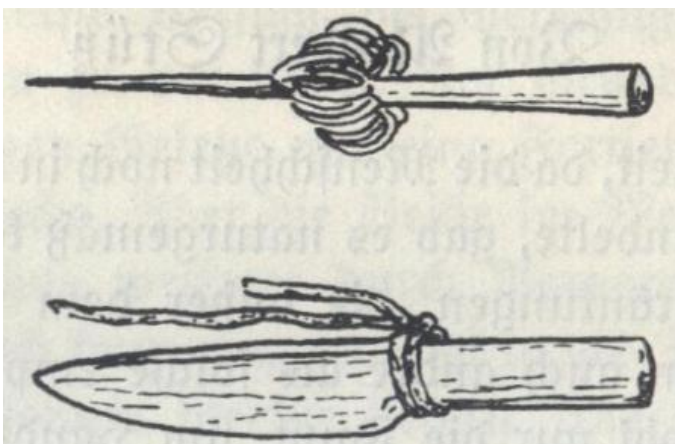
*

Die Ehrenzeichen bestanden in der Hauptsache aus Adlerfedern, die je nach ihrer Stellung im Kopfschmuck, nach Schnitt und Bemalung die Rangstufe der verschiedenen Coups anzeigten.

Bei den Santi-Dakotas bedeutete ein aufrecht stehende Adlerfeder den ersten Grad, eine querstehende den zweiten, eine nach unten hängende, beschnittene Feder eine Verwundung. Ein ähnliches System hatten die Omahas. Die Hidatsas gaben ihren Federn rote Querstreifen, trugen aber außerdem am Körper aufgemalte Coupzeichen.

Eine gelbgemalte Hand auf der Brust bedeutete bei den Mandans die Gefangennehmung eines Feindes. Ein Dakota, der Feinde lebend gefangengenommen hatte, malte eine rote Hand auf die Kleider oder den Körper; eine quer über das Gesicht gemalte schwarze Hand bedeutete eine schwere Verwundung.

Die großen Kriegsmützen sind selbstverständlich auch hohe Auszeichnungen. Bei den Dakotas durfte nur der Mann eine solche Mütze tragen, der an zehn Gefechten teilgenommen hatte, anerkannte Häuptlinge trugen die Kappe mit langer Federschleppe.



Oben. Gespännte Holznaedel mit Messingnagel :
Abzeichen für Kugelwunde.

Unten. Holzmesser: Abzeichen für Messerwunde.

Bei den Omahas konnte ein angesehener Krieger, der schon mehrere Coups zählte, eine solche Mütze für sich machen. Er sammelte die entsprechende Anzahl Federn und gab dann ein Fest, bei dem für jede Feder, bevor sie an die Mütze gesetzt wurde, der entsprechende Coup erzählt und bezeugt wurde. [267] Der Mann braucht nicht notwendig alle Coups selbst ausgeführt zu haben, für die er Federn an die Mütze setzte, er konnte die Coups seiner Freunde und Kameraden zu Hilfe nehmen. Die Mütze war dann eine Art Stammesaufzeichnung.

*

In seinen Grundzügen ist dieses Verfahren uralte, viel älter als die Präriekultur, und ein genaues Studium deckt eine Fülle eigenartiger Völkerbeziehungen auf, die sogar bis zu den Hochkulturvölkern Alt-Mexikos reichen.

Heutzutage hat der Schmuck seine alte Bedeutung bis auf einzelne Fälle fast vollständig verloren. Die Zeit der Kämpfe ist vorüber. Doch trägt nicht nur der zersetzende Einfluß der Zivilisation die unmittelbare Schuld. Wenn wir heute auch Frauen Adlerfedern tragen sehen, so ist das dem Einfluß der Geistertanzbewegung zuzuschreiben, denn Wowokä und seine Propheten brachten allen Anhängern des Geistertanzes ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ‚die Feder‘.

[[268]]

Die Beleidigungsparagrafen des Indianers

Von Adalbert Stütz

©

[(292)]

Ein Überfall auf das Blockhaus

Von Patty Frank

©

Die Glaubwürdigkeit der Erzählungen Karl Mays¹²

gemessen an der Wirklichkeit von Schülererlebnissen

Von Dr. Wilhelm Heß, Geh. Regierungsrat und Hochschulprofessor

Unter den Besprechungen, die dem lebenden wie dem toten Karl May zuteil geworden sind, nimmt die Behauptung von der Unglaubwürdigkeit oder, schärfer gesagt, von der Unglaublichkeit so mancher seiner Schilderungen nicht den kleinsten Raum ein. Ja, ich war es sogar selbst, der gelegentlich einer Würdigung des Meisters im Karl-May-Jahrbuch 1929 seinem Zweifel darüber Ausdruck verlieh, ob Karl May in der Tat in dieser Richtung nicht doch des öfteren allzu weit von der Wahrscheinlichkeit oder gar von der Möglichkeit abgewichen sei und damit die Zuneigung ernsterer Leser verscherzt habe.

Freilich wies ich dabei gleichzeitig darauf hin, daß auch in der Wahrheit, im Gegensatz zur Dichtung, nicht selten Vorkommnisse einherliefen, die trotz ihrer förmlichen Verbürgtheit den Stempel des Unfaßlichen [297] an der Stirne trügen, so daß sie umgekehrt geradezu als Kronzeugen für die Zulässigkeit der dichterischen Darbietungen aufzutreten vermöchten. Braucht man doch nur, um sich hiervon zu überzeugen, nach den nächstbesten Tageszeitungen oder Unterhaltungsschriften zu greifen und die darin aufgestapelten ‚Sensations‘-Meldungen zu durchfliegen. Aber den auf diese Weise zusammengestückelten Belegstellen haftet sichtlich etwas allzu Gesuchtes und Willkürliches an. Natürlich dünkt es, einer Erzählung Karl Mays als einer fortlaufenden Folge eng verketteter Phantasieerlebnisse auch eine in ebensolcher Stetigkeit sich vollziehende Reihe von Wirklichkeitsvorgängen gegenüberzustellen.

Bevor ich indessen von der Bühne der Jugenderlebnisse, die ich als solche ‚Wirklichkeitsvorgänge‘ hier schildern möchte, den Vorhang streife, habe ich mich zuerst der angenehmen Pflicht zu unterziehen, die hervorragendsten Mitglieder des Bühnenpersonals der Öffentlichkeit persönlich vorzustellen. Es wären dies u. a. O. Freiherr v. H., R. W., Th. F., Frz. Sch., Frz. E. Fritz R. Th. L., O. K., R. Sch., A. H., Fritz E., R. Freiherr v. H. und E. Freiherr v. T. Hoffentlich habe ich in dieser Liste nicht weitere erste Kräfte des Ensembles zu nennen vergessen, andernfalls bitte ich sie, sich mit mir zu trösten, der ich nie den Ehrgeiz besaß, in der vordersten Linie der Heldenhaftigkeit zu erscheinen. Klein gewachsen und ziemlich spät erst zur Blüte jener Männlichkeit mich entfaltend, wie ich sie nun seit mehr denn 40 Jahren im Bamberg zur Schau trage, war ich zwar ein ziemlich guter Turner, bevorzugte jedoch vorwiegend Sondergebiete, wie Hoch- und Weitsprung, Dauerlauf, [298] Streckhang, Diskuswerfen, Ringkunst und anderes. Auch war ich nicht gerade für die Gangundgäbeliebhaberei begeistert, wilde Tiere, wie Marder, Eichhörnchen, Igel, Geier, Eulen, Häher und Dohlen zu halten. Dafür hatte ich aber auch nicht unter der ‚Tücke der Objekte‘ zu leiden, wie beispielsweise meine Genossen O. v. H. und O. K. Jenem war einmal ein Eichhörnchen entschlüpft, nachdem es einige Holzstäbchen seines großen, übermannshohen Käfigs durchnagt hatte. Sofort wurde der ganze Jagdbann aufgeboden, seiner wieder habhaft zu werden. Und wirklich gelang es, das Tierchen, nachdem es alle Alleebäume vor dem fürstlich Leiningenschen Schloß mehrfach auf und ab gesprungen hatte, auf einem einzelnen, abstehenden Baume zu stellen. Von dort holte es der Besitzer endlich herunter, nicht aber, ohne daß ihm dabei der rechte Zeigefinger ganz durchbissen wurde. Nicht weniger schlimm erging es O. K. Er hatte zu seinem Vergnügen (!) eine Ratte an die Kette gelegt und ihr zum Aufenthaltsorte ein kleines Häuschen gezimmert. Nach einiger Zeit behauptete er, sie vollständig gezähmt zu haben und uns ‚in Freiheit dressiert‘ vorführen zu können. Die Ratte verstand jedoch keinen Spaß, sondern sprang ihm ans Knie und biß sich, als er sie losgerissen, die Kette aber durch den allzu heftigen Schwung sich um seinen Hals geschlungen hatte, am Halse fest: so daß er sie nur unter Aufbietung aller Kraft wieder wegzubringen vermochte und eine Bißwunde davontrug, die sehr gefährlich aussah und später eine tiefe und dunkle Narbe hinterließ, von ihm jedoch mit echt indianischem Starkmut ertragen wurde.

[299] Den Vogel freilich, nicht nur bildlich, sondern auch wörtlich herabgeholt zu haben, blieb dem vorher genannten O. v. H., dem unternehmendsten, ausdauerndsten und vermessensten Wagehals, vorbehalten.

¹² In Ergänzung seines Aufsatzes „Robinson – Chingachgook – Old Shatterhand“ übermittelt uns der Verfasser noch nachstehende Ausführungen, die besagen wollen: In jedem gesunden deutschen Jungen steckt ein Stück Old Shatterhand (oder wenn man will: von Siegfried dem Drachentöter oder Dietrich von Bern).
Die Herausgeber.

Er nannte einen halbausgewachsenen Gabelweih¹³ sein eigen, der, an einem Fuße mittels eines Riemenstückes und einer angesetzten Eisenkette gehalten, auf einer etwa 2 Meter langen Laufstange hin und her wandern konnte. Eines Tages hatte der Vogel den Ring durchbissen und den Weg ins Freie gesucht, war aber mit der Kette an dem Blitzableiter hängengeblieben, der auf dem Firste des 26 Meter hohen Hauptschiffes der Amorbacher Abteikirche längsgespannt war. Und nun unternahm sein Herr das unglaubliche Stück, ihn dort ‚loszueisen‘. Zu diesem Zwecke verschaffte er sich unter irgendeinem Vorwande die sonst unzugänglichen Schlüssel zum Boden der Kirche, kroch durch eine Luke des Schieferdachs, krabbelte auf den Knien ohne jede Handhabe die glatte schiefe Ebene, und noch dazu schräg, empor, entwirrte die verschlungene Kette und rutschte dann, den Geier mit einer Hand nach sich ziehend, das Dach bis zur Luke rücklings auf dem gleichen Wege wieder langsam herunter. So leicht sich aber diese Worte lesen, so unheimlich war der Vorgang. Denn der an der ziemlich langen Kette gehaltene Geier suchte bald nach rechts, bald nach links, bald nach oben, bald nach unten zu entfliehen und gefährdete dadurch den Absteigenden, der der Möglichkeit des Abgleitens lediglich die dürftige Reibung seiner Kleider entgegenzusetzen und überhaupt nicht **[300]** hinter sich zu schauen vermochte, auf das äußerste. Eine einzige Unsicherheit, ein kurzes Besinnen, ein nervöses Zaudern – und der Sturz auf das 11 Meter niedrigere nördliche Seitenschiff und von da die 15 Meter herab auf das Pflaster wäre unvermeidlich geworden. Da das Schauspiel sich vor dem stillsten Platze Amorbachs, dem Freihofe – der ehemaligen ‚Mönchsfreiheit‘¹⁴ – vollzog, waren außer der fast vollständig anwesenden Schar der Kameraden nur wenige Einwohner der Stadt zugegen. Aber es war alles zu entsetzt, als daß man mehr als hier und da einen unterdrückten Ausruf vernommen hätte. Und als schließlich der Frevler mit dem Weih im Arme zur Kirchtür heraustrat, um ihn im Hofe seiner nahegelegenen Wohnung neuerdings an die Stange zu legen, da geleitete ihn weder das übliche Hurra, noch ein leise gesprochener Glückwunsch: so tief stand man noch unter dem Eindrucke des Gesehenen. Leider hatte einer der Erwachsenen die Unvorsichtigkeit besessen, die Mutter des Jungen von dem Gehaben ihres Sohnes zu verständigen. Aber Freifrau v. H. war trotz ihres Schreckens einsichtig genug, sich von dem Fenster, von dem man Aussicht auf die Kirche hatte, zurückzuhalten, statt sich zu zeigen und allenfalls erregte Zurufe auszustoßen. Ihr späteres Wort von dem Unkraute, das nicht verdirbt, war freilich wohl weniger das Bekenntnis einer inneren Überzeugung denn der scherzhafte Ausdruck einer freudigen Entspannung. **[301]** Ich selbst gönnte mir, als ich im Jahre 1929 in meiner Heimat weilte, einige Minuten, die bereits 60 Jahre alte Szene an Ort und Stelle noch einmal im Geiste zu durchleben. Und wirklich stellte sich wieder wie damals ein Gruseln ein, das mir den ganzen Rücken mit einer gelinden Gänsehaut überzog. Nicht minder waren meine zwei Söhne, namentlich der ältere als geistlicher Herr, von der Unbesonnenheit ergriffen, mit der ein junger Mensch einer Nichtigkeit wegen mit dem Geschicke um sein Leben gewürfelt hatte. Dabei werden allerdings beide heimlich froh gewesen sein, nicht in Amorbach, sondern in Bamberg studiert zu haben, wo es keine Geier gab, die man etwa von dem Dache der Domkirche hätte herunterholen müssen. Der Streich ließ ja auch alles Ähnliche hinter sich, was man von den verschiedenen ‚Klettermaxen‘ zu lesen bekommt. Selbst in den Werken Karl Mays dürften sich wenige Stellen finden, worin von seinen Idealgestalten mehr Mut, Kaltblütigkeit und Selbstvertrauen verausgabt worden wäre als in Wirklichkeit von dem Amorbacher Lateiner O. v. H. dort auf der Kirche.

Da wir indessen nun einmal bei dem Genannten halten, so wird es uns auch verziehen werden, wenn wir noch zweier weiterer seiner Heldenstückchen gedenken.

Einmal war im Seegarten ‚Räuberles‘ angesetzt. Das Spiel geht wohl in ganz Deutschland in ähnlicher Weise vor sich. Die spielende Schar wird in zwei annähernd gleiche Haufen geteilt, wovon der eine die Räuber, der andere die ‚Schadarmen‘ (Gendarmen) vorstellt. Auf die Räuber wird so lange **[302]** Jagd gemacht, bis sie alle eingebracht sind. Als Zeichen der Gefangennahme gelten drei Schläge, die dem Räuber von dem ‚Schadarmen‘ verabreicht werden. Damit wird aber zugleich der Räuber seines bisherigen Handwerkes entkleidet und nunmehr in das Gendarmenkops eingegliedert, um darin gegen seine früheren Spießgesellen Dienst zu tun. Und so waren an jenem denkwürdigen Nachmittage bereits alle Halunken

¹³ Der Amorbacher Lateiner hielt es von jeher mit Schiller: ‚Wie im Reich der Lüfte König ist der Weih!‘

¹⁴ So geheißen nach dem den Klöstern von Kaiser Karl dem Großen verliehenen Asylrecht, wonach ein Verfolgter in Sicherheit war, sobald er einen bestimmten, zum Kloster gehörigen Platz erreicht hatte.

ergriffen bis auf den einen O. v. H. Der saß auf einer über 20 Meter hohen Fichte¹⁵ und verhöhnte von dort aus – ganz wie es oft im Ernste im Leben zu geschehen pflegt – die Herren Schadarmen ganz gewaltig. Nun sollte freilich sein Stündchen schlagen. Aber es stand der leichten Festnahme ein kleiner, vielgeübter Trick entgegen. Die Fichte besitzt bekanntlich quirlförmig gestellte, im Bogen herabhängende, nach oben stark konkav gekrümmte Äste, mit reichem Nadelbehang an den Enden. Wenn man sich auf diese Spitzen hinauswagte, senkten sie sich so stark nach unten, daß man sich unschwer auf die darunterliegenden Zweige schwingen und so nach und nach den ganzen Baum herunterturnen konnte. Aber die Vertreter der gesetzmäßigen Obrigkeit waren so hell wie der Spitzbube. Einer stieg bis zu ihm hinauf, und die anderen besetzten, so gut es ging, die äußeren Teile der mittleren und unteren Äste, während die Hauptmacht der Sicherheitspolizei sich rund um den Fuß des Baumes aufstellte, um allenfalls dort dem Übertäter den verdienten warmen Empfang zu bereiten. Freilich **[303]** kam es ganz anders, da niemand mit der Tollheit O.s gerechnet hatte. Mehrmals hatte er bereits die oberen Teile der Fichte umkreist und sich allmählich an der einen oder anderen schadarmenfreien Stelle auf den tiefer liegenden Zweig niedergelassen. Nun aber fand er nach unten zu alles besetzt. Da kletterte er denn kurz entschlossen auf einen weit ausladenden Ast und ließ sich von dort unmittelbar auf einen der untersten Baumäste herabfallen. Dieser wurde durch die Wucht des Aufpralls fast bis zum Boden hinuntergedrückt. Von ihm aus noch ein kurzer Sprung, ein dem nächsten ‚Schadarmen‘ verabreichter kräftiger Stoß, und der Verfemte war frei! Dieser Ausgang war so verblüffend, daß man im Kreise ringsum nur Gesichter sah, von denen eines dümmere dreinschaute als das andere. Ein Glück, daß man, wenn man nicht gerade einen Spiegel bei sich trägt, das eigene Gesicht nicht sehen kann! Diese weise Einrichtung der Natur überhebt mich der Verlegenheit, das meinige von damals ebenfalls mit einer gewissen Wertigkeit versehen und so denjenigen meiner Gefährten mit einer bestimmten Ordnungszahl zureihen zu müssen. Doch im Ernste! Was soll man von einem wirklichen Räuber, was von einem in Bedrängnis geratenen Wildwestmanne Karl Mayscher Prägung noch verlangen, wenn schon ein Knabenspiel ein Spiel mit dem Leben bedeutet? Denn das war zweifellos: wenn der Herabspringende den unteren elastischen Fichtenast verfehlt hätte, würde er Hals und Bein gebrochen haben.

Die dritte Gastrolle hatte O. v. H. zur Winterszeit als Schlittschuhläufer gegeben. Der See im **[304]** Seegarten war zugefroren und nur an einer Stelle offen gehalten, um dort teils den Luftzutritt für die Fische zu ermöglichen, teils das für die Bedürfnisse des fürstlichen Hofes und verschiedener Brauereien benötigte Eis brechen zu lassen. Das Eis war auch bereits abgefahren, nur eine etwa 4 Meter lange und ½ Meter breite Scholle lag noch da, mit der Stirnseite leicht am festen Eise anliegend. Auf den Schlittschuhen über diese Brücke sausend und so die Scholle gänzlich vom Ufer loslösend, benützte der Wildling sie nunmehr als ein Floß, das er, nur auf dem hinteren Ende sich bewegend, durch die verschiedensten Spring- und Schleifkünste bald dahin, bald dorthin lenkte. Allmählich hatte er ob seiner Geschicklichkeit fast das ganze schlittschuhfahrende Amorbach zum Zuschauer gewonnen. Nur der ‚Klaßprofessor‘ B., selbst ein vorzüglicher Läufer, zog noch am entgegengesetzten Ende des Sees seine Kreise, bis er, aufmerksam geworden, ebenfalls heranstrebte. Daraufhin trieb der Seefahrer sein Fahrzeug durch allerlei Wendungen in tunlichster Eile ans Ufer und gewann es, während die Vorderseite der Scholle tief unter Wasser tauchte, mit einem gewaltigen Satze gerade noch, allerdings nicht schnell genug, um das ‚Teufelskerl‘ zu überhören, das der Professor ihm nachrief. Das Wort war nur allzu berechtigt, denn der See war an der kritischen Stelle übermannstief und als Karpfenteich auf dem Boden reichlich mit Schilf und Schlamm bedeckt, öffnete also eine für einen Schlittschuhläufer doppelt gefährliche Falle.

Nun aber höre ich meine Leser schon sehr bedenklich murren, daß ich meine Erzählungen bisher ausnahmslos **[305]** mit fremden und nicht mit eigenen Federn geschmückt hätte. Doch gemacht! Wie ich oben bereits leise andeutete, war ich stets fürsorglich bemüht, mich weniger auf das Ich und das Einzelne als auf die Allgemeinheit und das Ganze einzustellen. Dieses hohe Doppelspiel zu wahren, hielt ich mich darum meist in der Reserve als der zuverlässigsten Quelle nachhaltenden Kraftaufwandes, aber bereit, sofort loszubrechen, wenn es Zeit und Umstände erfordern sollten. Und sie erforderten es. Um das Jahr 1871 war in verschiedenen Odenwalddörfern ein Wolf gespürt worden. Er soll einem Rudel angehört haben, das infolge der Besetzung Lothringens durch die deutschen Truppen aus den Vogesen versprengt worden

¹⁵ Fichte, Rotfichte, auch Rottanne, Pechtanne geheißen, der in seinem jugendlichen Gewande vielbesungene ‚Tannenbaum‘ der Weihnachtszeit, der Weihnachts- oder Christbaum.

war und nun in die Hardt und herüber in den Odenwald gewechselt hatte. Und wirklich stand bald von da-, bald von dorthin eine Schandtät von ihm in der Zeitung. So sollte er nächst dem Schafhofe bei Amorbach drei Schafe zerrissen haben. Diese Nachricht war freilich unmöglich richtig, denn sicherlich hätte man in diesem Falle die Amorbacher Lateinschule zur Feststellung des näheren Tatbestandes herangezogen. Aber der wilden Mären über getötete Schafe, angefallene Kühe und bedrohte Personen wurden es immer mehr, so daß sich die drei nächstbeteiligten Verwaltungsbehörden, das bayrische Bezirksamt Miltenberg, das badische Bezirksamt Buchen und das hessische Kreisamt Erbach gezwungen sahen, gemeinsam gegen den Übeltäter vorzugehen. Es wurde aus Gendarmen, Forstbeamten, Berufs- und Liebhaberjägern sowie gedienten Soldaten als Schützen und einem starken Fronaufgebot von Treibern ein Ring gebildet, der, **[306]** beiläufig durch die Odenwaldstädtchen Amorbach, Walldüren, Hainstadt, Buchen, Mudau, Erbach und Michelstadt begrenzt, rundum gegen den Mittelpunkt einschnüren sollte. Dabei wurde bestimmt, daß nur auf den Wolf und kein anderes Tier geschossen werden durfte und auf diesen Schuß hin nacheinander alle übrigen Schützen ihre Gewehre abzufeuern hätten, um so dem ganzen Ring den Erfolg zu melden und das Zeichen zum Einstellen des Treibens zu geben. Tatsächlich fiel auch nach einigen Stunden ein Schuß. Als man jedoch zu der Stelle lief, zeigte sich, daß er dortige Nimrod, dem allerlei edles Getier, darunter ein aus dem fürstlich Leiningenschen Wildpark Ernsttal-Waldleiningen ausgebrochener starker Hirsch angelaufen war, sein Jagdfieber nicht länger mehr hatte bemeistern können, sondern nach ihm geschossen hatte. Damit war selbstverständlich der Zweck des Jagens vereitelt, der Wolf wurde überhaupt nicht gesichtet. Aber daß er noch da war, bewies er schon wenige Tage darauf, als er ein paar Schafe zerrissen hatte. Auch Rehe fand man, die ihm zum Opfer gefallen waren. Darum wurde der Feldzug wiederholt. Bei der Umständlichkeit, womit schon allein die gegenseitige Einholung der Zustimmung der drei genannten Verwaltungsbehörden in jener telephonlosen Zeit verbunden war, gereichte es ihnen zum hohen Ruhme, daß der Trieb schon nach etwa 8 Tagen wiederholt werden konnte. Der Kreis der Umstellung war diesmal noch etwas weiter gedehnt worden. Da aber zu seiner Besetzung nicht genügend Leute vorhanden waren, klaffte, wie man hörte, da und dort eine bedenkliche Lücke, so auch bei dem auf der Höhe gelegenen badischen Örtchen Gottesdorf. **[307]** Was war da natürlicher, als daß die 30 bis 40 Mann starke Amorbacher Lateinschule, trunken von edlem Kampfesmut, den Entschluß faßte, sich dort in die Bresche zu werfen? Und so sollte auch ich denn endlich meinen brennenden Wunsch in Erfüllung gehen sehen, mich allenfalls für das Wohl der Menschheit zu opfern! In Glieder, vier Mann hoch, zogen wir aus und erreichten über den Marktflecken Schneeberg die Gottesdorfer Klinge¹⁶. Die technischen Jagdmittel, die wir mitführten, standen allerdings nicht ganz auf der Höhe. Feuerwaffen waren nur zwei vorhanden: eine Doppelflinte, die dem ‚Hauptmann‘ O. v. H., und eine Reiterpistole, die dem ‚Leutnant‘ O. K. zugehörte. Die übrigen Mannen sollten nur Treiberdienste verrichten und hatten sich daher mit allen möglichen Lärmgeräten ausgerüstet. Ich selbst trug eine hölzerne ‚Ratsche‘, ein Ding, wie man es in katholischen Gegenden am heiligen Karfreitag zum Ersatze der Glocken und Klingeln ertönen läßt. Meine selige Mutter hatte es einst auf einer Versteigerung in dem Gedanken erworben, daß man die Kinder nicht früh genug zur fortgesetzten Betätigung religiöser Übungen anhalten könne. Es sah aus wie eine dreischlächtige Mühle und klapperte auch wie eine solche. Aber nun, geehrter Leser, verhülle dein Angesicht und habe Mitleid mit der Expedition, denn sie scheiterte! Mußte uns das Schicksal ausgerechnet den Vater des Leutnants, den von einem Dienstgange heimkehrenden fürstlich Leiningenschen Oberförster K., in den Weg führen! Kaum hatte dieser die Pistole seines Sohnes erblickt und **[308]** bis zur Mündung geladen gefunden, als er in die Donnerworte ausbrach: ‚Das Ding willst du losschießen? Das wirft dich ja, wenn es nicht vorher schon platzt, hinter sich den ganzen Berg hinunter, daß dir Hören und Sehen vergeht!‘ Und um dem Pistolenträger einen ungefähren Vorgeschmack zu geben, wie es tut, wenn man ohne Hören und Sehen einen Berg hinunterfliegt, verabreichte er ihm links und rechts ein paar Ohrfeigen, die wirklich dazu angetan waren, die einstweilige Einstellung der Tätigkeit der beiden notwendigsten Sinneswerkzeuge hervorzurufen. Zugleich nahm er das Schießisen an sich. Nun war man nur noch im Besitze einer Waffe, der Flinte des Herrn Hauptmann. Und da sich dieser vor den Gottesdorfern zu blamieren fürchtete, wenn er so einseitig ausgerüstet mit seiner Truppe vorrückte, so löste sich der ‚Odenwälder Helle Haufen‘ von 1871 genau so rasch auf wie sein berühmter Ahne vom Jahre 1525

¹⁶ Klinge = ein Odenwälder Ausdruck für eine den Berg hinaufziehende und oben sich scharf verengende Mulde.

im Bauernkrieg nach der Schlacht bei Königshofen an der Tauber¹⁷. Doch erregte es bei ihm lebhaftes Genugtuung, daß der Wolf auch an diesem Tage nicht **[309]** erlegt wurde. Er kam zwar auf hessischem Gebiete dem fürstlich Leiningenschen Forstwart F. vor die Büchse; der jedoch, sonst ein treffsicherer Schütze, fehlte, da er in der Meinung, auf ein Raubtier stärker laden zu müssen, zwei Kugeln eingesetzt hatte. Wäre er bei Old Shatterhand oder Winnetou in die Schule gegangen, so hätte ihm derartiges nicht begegnen können. Wie man später aus den Spuren erkannt haben wollte, war die eine Kugel über, die andere unter dem Wolf hinweggeflogen. Weitere ins Auge gefaßte Maßnahmen gegen das Untier wurden dadurch hinfällig, daß es wenige Tage darauf, als es sich frühmorgens aus Hunger in den Hof eines vor der Stadt Michelstadt gelegenen Anwesens geschlichen hatte, vom Besitzer, der es für einen großen streunenden Hund hielt, mit einer Hacke erschlagen wurde, zum großen Ärger aller Forstleute, die so um den Ruhm einer weidmännischen Großtat gebracht wurden, zur vollen Befriedigung aber der Amorbacher Lateiner, die diesen unrühmlichen Ausgang als eine Schicksalsrache an den Herren der grünen Gilde, den Herrn Oberförster K. mit eingeschlossen, sehr lebhaft begrüßten.

Doch nun, nach diesen gesättigten Proben einzeln persönlichen wie brüderlich vereinigten Heldentums, hinüber zur Kunstbetätigung und Sportfreude!

Die meistverbreitete Sitte unter der edlen Jüngerschaft der Amorbacher *Alma mater* war unstreitig das Werfen mit Steinen. Alles, was dazu zählte, war von dem unwiderstehlichen Drange beseelt zu werfen. Und zwar ganz gleich, wohin und worauf, auf Häuser, Mauerwände, Bäume, Hecken, Zäune, Hunde, Katzen, Vögel, Fische – kurz, es gab keinen **[310]** Gegenstand, der nicht als gelegentliches Ziel für diese Gepflogenheit gedient hätte. Das war nicht nur Unachtsamkeit und Übermut, es war, insbesondere soweit es die Tiere betraf, eine blanke Gemütsroheit, ja ein unentschuldbares Verbrechen. Aber die Übung war so tief in der Überlieferung begründet, daß auch die frömmeren – oder sagen wir wenigstens, die weniger unfrommen – Schüler gar nichts dahinter fanden. Könnte ich mich doch nicht eines einzigen Kameraden erinnern, der darin zurückgestanden wäre oder auch nur versucht hätte, seiner Neigung einen sittlichen Zügel anzulegen. Dabei kam es nun manchmal zu Vorfällen, die viel wundersamer anmuten als so manche von Karl May ersonnenen Vorgänge, gegen die sich der Einwand untunlicher Zumutung richtet.

So glückte es mir, als wir gerade nichts Besseres zu tun hatten, denn auf dem ersten Fahrwege des Sommerberges nach Schmetterlingen zu werfen, einen solchen, einen Trauermantel, der gerade an einem Nußbaume vorüberflog, mit einem Steine derart zu treffen, daß er, die beiden Flügel zusammengefaltet, am Baumstamme tot kleben blieb. Der Wurf fand allgemeine Beachtung und bot für längere Zeit einen Gesprächsstoff, bis er durch ein neues Ereignis auf dem Gebiete der Wurfkunst abgelöst wurde. Diesmal war es der Mitschüler Frz. Sch., der auf den Schultern der Bewunderung umhergetragen wurde, weil er in der Stadt, in der Johannisturmstraße nächst des Freihofes, eine der die Straßen durchschwirrenden Schwalben im Fluge getroffen und so herabgeholt hatte. Diesmal hatte die Sache jedoch ein fühlbares Nachspiel. Die Amorbacher **[311]** Spießbürger – zu ihrer Ehre sei's gesagt! – ließen sich nämlich diesen Vogelmord nicht gefallen, sondern erstatteten auf dem Subrektorate der Lateinschule Anzeige. Da der Übeltäter nicht leugnete, auch nicht leugnen konnte, wurde er sofort, in einem sehr abgekürzten Gerichtsverfahren, verurteilt. Der Spruch lautet: ‚Vier auf die Händ!‘ Nun muß ich freilich, schon als Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte, mit einigen Zeilen auf den Strafkodex eingehen, der sich an der Lateinschule meines Heimatortes im Laufe der Zeit herausgebildet hatte.

Während nämlich im übrigen gesegneten Bayern die körperliche Züchtigung bereits aufgehört hatte, an der Mittelschule ein Strafmittel zu bilden, konnte man sich in Amorbach mit dieser Neuerung nicht so schnell befreunden. Ein Einspruch der Schüler aber hätte kaum zu einem Erfolge geführt. Denn an wen wollte man sich wenden? Die jetzige Generation, ja die hat es in dieser Beziehung sehr gut: sie besitzt einen eigenen Abgeordneten im bayerischen Landtag, den Oberstudienrat Dr. Stang, einen Herrn, der aus der Lateinschule hervorgegangen und danach sogar Lehrer an ihr gewesen war, also sozusagen ein doppeltes

¹⁷ Der Bauernkrieg des Jahres 1525 wütete namentlich in Schwaben und in Franken, hier besonders entfacht und unterhalten eben von dem sogenannten hellen Haufen der Odenwälder Bauern, die als Banner und Wahrzeichen den ‚Bundschuh‘ (Bauernschuh) trugen. Aus welcher Tiefe die Bewegung quoll, ersieht sich daraus, daß der Name dieses Sinnbildes sogar Familienname wurde und als solcher in Dörfern in der Nähe Amorbachs, wie in Ripperg, heute noch verbreitet ist. Die Odenwälder Aufrührer wurden bei Königshofen a. d. T. haufenweise hingemäht, die Überlebenden aber, soweit sie nicht geflohen waren, kämpften einen letzten, blutigen Kampf voller Todesverachtung bei Ingolstadt im Ochsenfurter Gau in Franken.

Wappen der Berechtigung besitzt, die Belange seiner ehemaligen Kommilitonen zu vertreten. Aber damals! Wer hätte etwas von einem Instanzenzuge gekannt, unter denen etwa der Herr Kultusminister um Abschaffung der Prügelstrafe angegangen werden konnte? Oder hätten wir uns vielleicht an unsere Erzeuger wenden sollen? Das wäre allerdings das Verkehrteste gewesen, was wir hätten unternehmen können! Denn unsere Eltern waren, [312] Gott sei's geklagt, in dieser Beziehung entsetzlich eigen. Die betrachteten jeden Hieb, den wir in der Schule empfangen, als eine ganz vorzügliche pädagogische Kapitalsanlage, aus deren Zinsen die Sprossen der Leiter zu unserem Aufstiege zu den späteren Staats- und Kirchenämtern herauswachsen sollten, und demgemäß jeden Schlag, der danebging, als eine bedauerliche Abschwendung am Kapitalstocke. Wie aber alles in der Welt auch seine lichte Seite hat, so auch das Besserungssystem der Haselnußstecken und der spanischen Rohre. Wir lernten dadurch Großzügigkeit und Parität kennen und schätzen.

Großzügigkeit! Durchdrungen von der apologetischen Überzeugung, daß die Schöpfung für den Strafvollzug am Menschen vornehmlich zwei Gebiete an ihm ausersehen habe, das Paar der Hände und einen sehr rückständigen Körperteil, war die Amorbacher Professorenschaft weitherzig genug, den Missetäter den Bereich der Strafabfertigung selbst wählen zu lassen. Allerdings nach einem festen Schema. Zweimal auf die Kehrseite galt so viel wie viermal auf die Hand, umgekehrt wurden sechs auf die Hand mit einem Quartett der anderen Art gleichbewertet. Hingegen waren zwei auf die Hand und sechs der anderen Tonart nicht tauschbar: sie bildeten die mathematischen Endpunkte, die weder unterboten noch überschritten werden durften. Nur innerhalb dieser Grenzen bestand Wunschfreiheit. Und man brauchte nur zu sagen, in welcher Valuta man sein Guthaben beglichen haben wollte, so konnte man sicher sein, in der entgegenkommendsten Weise darin bedient zu werden.

[313] Noch erhabener wirkte die Parität! In Deutschland begann bekanntlich mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der sogenannte Kulturkampf; und man las und hörte damals viel von der konfessionellen Imparität, wie das Wort ja auch heute noch im religionspolitischen Leben eine Rolle spielt. In Amorbacher Lateinschülerkreisen kannte man diesen Begriff nie und nimmer. Trotzdem der Klaßlehrer der zweistufigen unteren Abteilung, ‚Professor‘ B., ein katholischer Benefiziat, jener der gleichfalls zweistufigen oberen Abteilung, ‚Subrektor‘ Z., der evangelische Stadtpfarrer war, vernahm man niemals von einem Verstoße der beiden Herren gegen die *Justitia distributiva*. Im Gegenteil huldigten die beiden sogar übereinstimmend dem Grundsatz der Überparität. Ein jeder klopfte nämlich auf die Schüler seines Bekenntnisses mit einem deutlich fühlbaren Überschwang. Und da der eine wie der andere sich im Besitze einer vortrefflich geschulten Armtechnik befand, so konnte es nicht fehlen, daß die Grundsätze der Objektivität und Simultaneität in Amorbach Triumphe feierten wie kaum anderswo in der Welt.

Leider haben wir uns inzwischen, durch unseren physiologisch-pädagogischen Rückblick aufgehalten, von seinem Veranlasser, dem Schwalbenmörder Frz. Sch., etwas weit entfernt. Und noch bedauerlicher erscheint es, daß ich, der ich einer anderen Abteilung als er angehörte, nicht genau sagen kann, in welcher der beiden marktfähigen Münzarten er damals seine Belohnung ausgezahlt erhielt. Ich vermute, daß er, da er ein strammer, sehniger Kerl war, sich für jene entschied, wofür eine gediegene [314] Polsterung keineswegs vonnöten war. Doch nimmt er vielleicht, sobald ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, Anlaß, den genauen Sachverhalt uns nachträglich noch zu offenbaren.

Nach alledem kann man unmöglich leugnen, daß das Studentenleben in Amorbach zum mindesten sehr abwechslungsreich gestaltet war. Auch der Humor kam in ihm zur vollen Geltung, sei es, daß er dem natürlichen Gange dieses Lebens entsproß, sei es, daß er von außen her hineingetragen wurde, allerdings durch weniger wunderliche Gestalten, als sie Karl Mays Erfindungsgabe des öfteren ersonnen hat. Auch hierfür ein Vor-Jahrsechzig in die Schranken! Es war im Vorfrühling, als mich einst frühmorgens meine Mutter mit dem Rufe weckte: „Wilhelm, steh auf, in der Lateinschule brennts!“ Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß mich selten noch eine wohlertuende Empfindung ergriffen hat als bei dieser Mahnung. Ich glaube nicht, daß ich mir erst die Mühe nahm, mich zu waschen, so eilig hatte ich es, auf den Brandplatz zu kommen. Noch weniger glaublich erscheint es mir, daß ich erst mein Morgengebet verrichtet haben sollte. Wenn aber ja, dann galt es ganz gewiß nicht der Bitte, daß uns unser Musentempel unversehrt erhalten bleiben möge. Als ich nun ziemlich atemlos zu der vor ihm gelegenen Wiese gelangte, fand ich dort bereits einen stattlichen Kreis gleichgesinnter Bötter vor, die sich in ihrer Schamlosigkeit nicht die geringste Mühe gaben, ihre Freude ob der gewaltigen Rauchwolke, die neben dem Kamin dem Dache entquoll,

zurückzuhalten. Einige Minuten danach kam auch schon die Feuerwehr angeschnauft und angerasselt. Dieses **[315]** ehrwürdige Institut war unser militärischer Abgott, denn es ersetzte uns durch die schmucke Uniform, die sichtbare Disziplin und die wehrhafte Schneid seiner Mitglieder den Mangel einer Garnison, nachdem wir die frühere, die Amorbacher Bürgerwehr, im Rachen der alles verschlingenden Zeit hatten verschwinden sehen. Mit besonderer Verehrung aber pflegten wir zu den drei Wehrmännern aufzublicken, die, in ihrem Zivilberufe Zimmerleute, beim Aufmarsche stets unmittelbar hinter den Kommandanten einherschritten. Sie trugen gewichtige Beile, an langen Stielen geschultert, und bildeten sozusagen die schwere Artillerie des Feuerwehrcorps. Die Erwartungen, die man in sie setzte, wurden auch diesmal nicht getäuscht. Noch ehe die zwei Spritzen sich fertiggemacht hatten, das ihnen aus einem benachbarten Kanal von Hand zu Hand in Eimern zugeführte Wasser zu einem Strahl zu verarbeiten, hatten sie bereits den Dachboden des Schulhauses erstiegen und dort den Feuerherd, einen neben dem Schornstein in Brand geratenen Balken, mit ein paar kräftigen Schlägen zusammengehauen. Dadurch hatten sie sich freilich auch lange hinaus um unsre ganze Zuneigung gebracht, doch gestattete damals ein inzwischen eingetretenes neues Ereignis im Augenblick nicht, hierüber mehr als einige ausgesuchte Kernworte zu wechseln.

Das neue Vorkommnis besitzt eigentlich eine Geschichte, deren Pfahlwurzel in die Tiefe des Amorbacher Mönchtums hinunterreicht, in die Zeit, als die betriebsamen Söhne des heiligen Benedikt ein großes ebenes Gelände zu einem ertragreichen Obst- und Gemüsegarten umgeschaffen hatten. Durch die **[316]** Säkularisation des Jahres 1803 in fürstlich Leiningenschen Besitz übergegangen, wurde das Gevierte unter der neuen Herrschaft in zwei Teile geteilt. Der eine bildete den fürstlichen Hofgarten, der andere wurde in eine Reihe kleinerer Gärten zerlegt, die an die fürstlichen Beamten, unter Umständen auch an andere Liebhaber verpachtet wurden. Und so hatte auch der fürstliche Revisionsassistent W., unser späterer, sehr beliebter Turn- und Schwimmlehrer, einen solchen Garten erworben und, voll Eifer ihn sofort mit Anfang des Frühjahrs zu bearbeiten, bereits eine Fuhre Dung angeschafft, sie aber, damit das kostbare Gut durch die Regengüsse und Schneeschmelzen des Winters nicht ausgelaugt werde, auf dem trockenen Boden des Lateinschulgebäudes hinterlegen lassen. Als es nun dort brannte, begann er seinen Schatz herunterzuholen, indem er mit beiden Armen so viel davon umschlang, als er fassen konnte, und das Geborgene an einer feuersicheren Stelle der Schulwiese niederlegte. Kaum aber hatte er sich dort wieder erhoben, als ihm ein schallendes Gelächter aller Anwesenden entgegen tönte. Als junger, frischer Mann gewohnt, unter einer stark ausgeschnittenen Weste ein blühend weißes Hemd zur Schau zu tragen, hatte er durch seine Rettungstätigkeit beide Kleidungsstücke mit einer braunen und grünen Marmorierung bedeckt, wie sie der gewandteste Tüncher nicht schöner hätte zustande bringen können – ein artiges Gegenstück zu dem Blau-Rot von Karl Mays Methusalem! Aber was noch bedenklicher schien: W. ging gerade auf Freiersfüßen. Welchen Eindruck mußte da die doppelte Sprenkelung bei seiner Angebeteten hervorrufen, **[317]** falls diese unglücklicherweise gerade unter den Zuschauern weilte! Doch die Wege des Schicksals sind wunderbar! Es dauerte nur kurze Zeit, so war der Herzensbund endgültig geschlossen. Zweifellos erblickte die Braut in der Aufopferung, womit der Ehestandsanzwarter eine halbe Karre Mist umarmt hatte, einen genügenden Befähigungsnachweis für sein Geschick, eine haushälterische Lebensgemeinschaft zu führen.

Daß bei der hundertjährigen Gedenkfeier der Gründung der Amorbacher Lateinschule im Jahre 1907 neben einer Anzahl weiterer Erinnerungen auch die hier vorgetragenen Streiche und Stückchen im feuchtfröhlichen Beisammensein eine nochmalige Würdigung und ein wiederholtes, sehr lautes Echo fanden, braucht wohl kaum noch besonders betont zu werden. Noch weniger, daß gerade dieser Austausch von Leid und Freud, von Schmerz und Scherz mehr als jede andere Handlung geeignet war, das Band alter Kameradschaftlichkeit noch enger zu ziehen. Und zwar nicht nur um die Lebenden, sondern auch um die Toten, sowohl um die verstorbenen Mitschüler als auch um die einstmaligen Lehrer, sowie nicht zuletzt um die dahingegangenen Vertreter einer mit ihren jungen Lateinern stets aufs innigste verwachsenen biedereren Amorbacher Beamten- und Bürgerschaft. Es waren darum ausnahmslos Zweige der Treue und Anhänglichkeit, der Verehrung und Dankbarkeit, die damit zu einem großen gemeinsamen Gedächtniskranz zusammengeflochten wurden.

Über Karl May zu Lopez Jordan

(Auch eine Beichte)

Von Otto Schwerin

Wie ich zu Karl May kam und wie Mays Reiseroman ‚Am Rio de la Plata‘ vielleicht gar nicht recht bewußte, jedenfalls erst spät verwirklichte Anregung zu einem meiner eigenen Romane gab, soll nachstehend geschildert werden.

Ich entsinne mich noch ganz genau. Es war am Weihnachtsfest *Anno Domini* 1902. Ich zählte damals 12 Jahre. Da drückte man mir bei einer Vereinsfeier ein grünes, ziemlich dickes Buch in die Hand, das ich mit Gleichgültigkeit, gepaart mit Ärger und Enttäuschung, in Empfang nahm. Um ganz ehrlich zu sein – die Dampfmaschine, das Kasperletheater oder die auf Schienen laufende Eisenbahn hätten mir mehr Freude bereitet als ‚nur‘ ein Buch. Den Verfasser kannte ich zur damaligen Zeit überhaupt noch nicht, und der Titel ‚In den Kordilleren‘ reizte auch nicht, er ‚roch im Gegenteil zehn Schritte gegen den Wind‘ nach ödester Langeweile.

Der erste Karl-May-Band, der auf diesem Weg in meinen Gesichtskreis trat, wanderte zu Haus in den Bücherschrank, wo er neben der Logarithmentafel, der französischen Grammatik und ähnlichen bildungsfördernden Druckerzeugnissen ein beschauliches Dasein führte. Dort wurde er einige Wochen [319] später herausgesucht, nur weil mir der Lederstrumpf, Gullivers Reisen oder Schwabes Sagen des griechischen Altertums überhaupt nichts mehr zu sagen hatten.

Aber schon die ersten Seiten des neuen Buchs fesselten mich und regten meine schon damals ziemlich stark entwickelte Phantasie an. Da waren ‚Der letzte Mohikaner‘, ‚Die Prärie‘ oder ‚Der Wildtöter‘ Dreck dagegen. Ich verschlang den starken Band an einem schulfreien Nachmittag, ließ Schularbeiten Schularbeiten sein – es bestand an sich dafür nie allzu weitgehendes Verständnis – und die Erlebnisse des alten Desierto oder die Verfolgung des schuftigen Sendador gingen mir die ganze Nacht nicht aus dem Kopf.

Ich beging nun die Dummheit, meinem Vater am nächsten Tag von dem ganz hervorragenden Buch vorzuschwärmen mit dem überraschenden Ergebnis, daß es mir weggenommen wurde.

Mein Vater war kein May-Freund – im Gegenteil. Selbstverständlich hatte er noch nie einen May-Band zu Gesicht bekommen, geschweige denn einen selber gelesen, aber gerade um die Jahrhundertwende mußte die Hetze gegen Karl May eingesetzt haben, und anscheinend hatte sich die Frankfurter Zeitung, das Leibblatt meines Vaters, unmißverständlich auf die Seite der May-Gegner geschlagen. Ich weiß, daß sie heute eine entgegengesetzte Ansicht einnimmt, daß sie vor etwa 30 Jahren anders schrieb, vermute ich nur¹⁸. Aber mein Vater, der [320] kaum eine andere Zeitung las als die Frankfurter, die für ihn das Evangelium bedeutete, konnte auch nur aus ihr seine Weisheit bezogen haben. Was er gegen eine Lektüre der May-Romane einzuwenden hatte, bewegte sich auf jenen Gemeinplätzen, wie May ist ein Lügner, ein Schwindelschreiber, ein Weltreisender, der nie vom Schreibtisch wegkam, ‚Liebenswürdigkeiten‘, wie man sie damals von einem großen Teil sogenannter Gebildeter häufig hörte.

Eine etwas andre Ansicht über die Mayschen Romane hatten aber die Jungens meiner Klasse, durchweg Burschen von 13, 14 und teilweise auch 15 Jahren, denn ich war der Jüngste der ganzen Gesellschaft. In unserer offiziellen Klassenbibliothek war May allerdings nicht vertreten. Dort standen Storm, Defoe, Mörike und Hauff, unter uns blieb Karl May aber der beliebteste und meistgelesenste Autor. Die Jahrgänge des Guten Kameraden wurden damals eigentlich nur wegen des May-Romans gelesen. Neben May erfreute sich auch noch Franz Teller mit seinem ausgezeichneten Roman ‚Der Sohn des Gaucho‘ einer gewissen Beliebtheit, aber Teller ist heute fast vergessen – May lebt.

Ich erinnere mich an einen Klassenkameraden, der eine zerlesene, gänzlich verschmutzte Jugendschrift besaß. Sie brachte in Fortsetzungen den ‚Schatz im Silbersee‘ und war ausgezeichnet bebildert. Die Tante Droll, die Rafters und den Hobble Frank lernte ich dadurch auch im Bilde kennen. Und dabei hatte ich eigentlich schon als kleiner Junge eine sonderbare Abneigung gegen [321] fremde, geliehene Bücher, die heute erst recht nicht geschwunden ist. Ein Buch, das nicht mein Eigentum ist, das nach Jahren nicht noch wie neu aussieht, gibt und sagt mir nichts.

¹⁸ Vgl. dazu den Aufsatz Bloch „Traumbasar“ im vorliegenden Jahrbuch S. 59 f.

Ich erhielt an jedem Geburtstag Bücher. Zum 12. Geburtstag lagen auf meinem Gabentisch unter anderem auch vier Bände von Hermann Wagner: Entdeckungsreisen in Feld und Flur, Entdeckungsreise in Haus und Hof, im Wald und auf der Heide, und noch ein vierter Band, dessen Titel mir entfallen ist. Sie waren ja alle ganz nett, aber – kein Karl May.

Nach dem vollendeten 13. Lebensjahr wurde ich konfirmiert. Ein Verwandter suchte etwaige Sonderwünsche für ein geeignetes Konfirmationsgeschenk zu ergründen. Ein oder gar mehrere Bände von Karl May wären mir am liebsten gewesen, aber mit Rücksicht auf meinen Vater wagte ich keinen dahingehenden Wunsch zu äußern. Es war schon so, ich schämte mich damals geradezu einzugestehen, daß Karl May meine Lieblingslektüre bedeutete. Und so war dann unter den zahlreichen Konfirmationsgeschenkbüchern kein einziger Band Karl May. ‚Das Vermächtnis des Inka‘, ‚Der blaurote Methusalem‘ oder ‚Der Ölprinz‘ blieben für den Dreizehnjährigen ebenso unerfüllte Wünsche, wie das Luftgewehr mit Bolzen.

Mit 15 Jahren verließ ich die Schule, das Einjährige hatte ich mit Ach und Weh gerade noch gepackt, und für den zukünftigen Großkaufmann, zu dem mich die Familie bestimmt hatte, genügte das auch vollkommen. Da es mit dem Großkaufmann nichts war und an den Schriftsteller andere, größere **[322]** Anforderungen an Bildung und Wissen gestellt wurden, mußte ich mich mit 27 Jahren, als wohlbestallter preußischer Militärbeamter, nochmals auf die Hosen setzen, aber damals hatte ich das erste und für mich sehr wichtige Wiedersehen mit Karl May längst hinter mir.

Es war im Frühjahr 1915. Ich lag in einem kleinen hessischen Städtchen im Quartier und sollte in einigen Tagen zur Front kommen. Auf dem Schreibtisch des Sohnes meiner Quartiersleute fand ich den May-Band ‚Am Rio de la Plata‘.

Die Erlaubnis, den Band zu lesen, wurde mir gewährt, aber es haperte an der Zeit für die Lektüre. Ich konnte zwar mit größter Befriedigung noch zur Kenntnis nehmen, daß May den Bolamännern auf der Estancia del Yerbatero ein Schnippchen schlug, aber dann marschierte ich mit 400 Kameraden, Gewehr über, nach dem Bahnhof.

Es kam das Leben im Schützengraben. Da hatten die Landser und die Chargen Zeit, und eine Heimatfreundin, die mich gelegentlich mit Lektüre versorgte, bekam den Auftrag, Karl May, ‚Am Rio de la Plata‘ zu beschaffen. Das sehnlichst erwartete Buch erreichte mich im Feldlazarett zu Kawenczin und wurde von der gesamten Belegschaft verschlungen, einschließlich des Aspirinfähnrichs und des Pflasterkastens, wie nicht gerade respektvoll, aber dafür um so markanter Sanitätsgefreiter und Assistenzarzt damals bezeichnet wurden.

Nach meiner Verwundung kam ich an ein Kriegsgefangenenlager als Militärdolmetscher, wurde dann Militärbeamter in einer polizeilichen Dienststelle, **[323]** studierte nebenher Jura, was man so studieren nennen konnte, und schrieb – den ersten Kriminalroman. Dieser wurde kurz nach Kriegsende vom Verlag Engelhorn in Stuttgart für seine Romanbibliothek erworben, das Honorat machte mich auf einige Zeit finanziell unabhängig – ich war und blieb Schriftsteller. In dieser Eigenschaft wurde ich in der Inflation mit einem Frankfurter Großsortimenter bekannt. Herr M. hatte beträchtliche Umsätze mit May-Bänden, und jetzt konnte ich meinen Lieblingswunsch erfüllen, für einige hunderttausend Mark Papiergeld den gesamten May für meine damals schon 2000 Bände umfassende Bibliothek zu erwerben. Die bis auf die Neuzeit ergänzte Sammlung umfaßt rund 60 Bände, die mit ihren grün-goldenen Rückenpressungen meinen zahlreichen Besuchern in die Augen fallen, und es ist bezeichnend, daß fast jeder mit schmunzelndem Behagen diese Tatsache feststellt und hinzufügt: „Richtig, auch ich lese heute noch als alter Esel von 30, 40 oder 50 Jahren May mit ganz besondrer Vorliebe.“

Die Ansichten über May haben sich in den letzten 30 Jahren doch ganz grundlegend geändert.

Nachdem einige meiner Kriminalromane mit der Hauptfigur des ‚Doktor Lutz‘ einen gewissen Erfolg hatten und vor allem die Auflagen stiegen, beschloß ich im Jahr 1920 oder 1921 einen neuen Roman in Angriff zu nehmen, zu dem besondere Vorstudien notwendig erschienen. Ich hatte nämlich den Ehrgeiz, die Rahmenhandlung nach Südamerika zu verlegen, und zwar in jenen Zeitabschnitt, der für die politische Entwicklung der dortigen Republiken vielleicht **[324]** am bedeutendsten und bewegtesten war, die Zeit des Diktators Lopez von Paraguay und seine Verzweiflungskämpfe gegen Argentinien, Brasilien und Uruguay, oder, um mit May zu reden – die Banda oriental. Der Roman mußte historisch, ethnographisch und ethnologisch unbedingt einer ernsthaften Kritik standhalten können, aber – ich hatte Südamerika natürlich

noch nie betreten. Mays ‚Am Rio de la Plata‘ gab mit die Anregung, und ich beschloß, in den Mittelpunkt der Handlung eine Gestalt zu stellen, die bei May im letzten Teil seines Romans eine nicht ganz unwichtige Rolle spielt. Es handelt sich um Lopez Jordan, den Stiefsohn des Generals d'Urquiza, der in San José von Gauchos ermordet wurde. Die Fama wollte wissen, daß Lopez Jordan seine Hände im Spiele hatte.

Ich durchstöberte zu Studienzwecken sämtliche Bibliotheken, wandte mich natürlich auch an meinen besten Mitarbeiter, der mit dem Vornamen Meyer, mit dem Nachnamen Konversationslexikon heißt, aber über Jordan war nirgends etwas zu erfahren. Über General d'Urquiza, Manuel de Rosas, selbstverständlich auch über Franzisco Solano Lopez von Paraguay gab es genügend literarische Quellen, Lopez Jordan schien niemand zu kennen. Ich glaube behaupten zu können, daß auch Karl May bei Niederschrift seines Bandes ‚Am Rio de la Plata‘ keine Unterlagen für die Persönlichkeit Lopez Jordans finden konnte, denn er drückte sich ganz auffallend von einer Beschreibung Jordans. Man merkt unschwer, daß fast alles, was er über diesen Bandenführer schreibt, Phantasiegebilde ist. Ich [325] wollte May nicht nachahmen, konnte es auch gar nicht, denn May wußte selber nicht allzuviel.

Da führte mir der Zufall einen jungen Mann in die Hände, einen liebenswürdigen Weltbummler, der Südamerika gut kannte und es auch mit den Augen des Feuilletonisten angesehen hatte. Ob er, wie er immer behauptete, tatsächlich Artillerieoffizier in der paraguayischen Armee war, mag dahingestellt bleiben, daß er einen Teil Argentiniens, der Banda oriental und Paraguay gut kannte und auch in der Geschichte dieser Republiken überraschend gut Bescheid wußte, steht außer jedem Zweifel. Er hatte auch Genaueres von Lopez Jordan gehört, und was er mir erzählte, habe ich in meinem Roman verwendet.

Lopez Jordan war der Stiefsohn des Generals d'Urquiza, der außer Jordan noch einen anderen wirklichen Sohn gehabt haben soll. Jordan, der von seinem Stiefvater erhebliche geldliche Unterstützung zu erlangen verstand, vertrug sich mit ihm nicht. Der Charakter d'Urquizas ist übrigens auch umstritten. Er war wohl, trotz des Generalsranges, der in Südamerika zur damaligen Zeit herzlich wenig zu bedeuten hatte, in der Hauptsache ein Parteigänger und Bandenführer. Tatsächlich gelang ihm jedenfalls die Vertreibung des Tyrannen Manuel de Rosas, der viele Jahre in Argentinien eine fast unumschränkte diktatorische Gewalt ausübte. Er schlug ihn in der Nähe von Buenos Aires bei Monte Caseros derart vernichtend, daß sich Rosas schleunigst auf einem britischen Schiff in Sicherheit brachte und nach England floh. Er hat südamerikanischen Boden bis zu seinem Tod nicht mehr betreten.

All diese Tatsachen waren mir bekannt, neu ist aber, was mein Gewährsmann über Jordan zu berichten wußte. Ob der Bericht in allen Punkten und unbedingt als wahr anzusprechen ist, konnte ich natürlich nicht nachprüfen.

[326] Jordan ging in den 60er Jahren des vergangnen Jahrhunderts nach Paraguay. Er galt als einer der Ratgeber des haltlosen, eiteln Präsidenten Franzisco Solano Lopez, der den bekannten Krieg mit Argentinien und Brasilien vom Zaune brach und samt seiner Armee vernichtet wurde. Franzisco Solano Lopez fiel in einem Vorpostengefecht am Aquidabanfluß. Lopez Jordan hatte ihn aber schon früher verlassen und wird mit dafür verantwortlich gemacht, daß die paraguayische Festung Humaita in brasilianische Hände fiel. Nach Aussagen meines Gewährsmannes scheint es sicher, daß Lopez Jordan nicht selber Hand an seinen alten Stiefvater d'Urquiza legte, aber die Gauchos, die die Tat in San José, dem Wohnsitz d'Urquizas, ausführten, standen mit einiger Wahrscheinlichkeit im Solde von Lopez Jordan.

Ich habe die obigen Mitteilungen in meinem Roman ‚Der Kurier des Präsidenten‘ verarbeitet und den Publikumserfolg dieser anspruchslosen Erzählung nicht vorausgeahnt. Die deutschsprachige Auflage erreichte 70 000 Exemplare, aber auch Tschechen und Ungarn interessierten sich für das Buch, das unter dem Titel ‚*Presidentuv kuryr*‘ vor Jahren bei einem Prager Verlag herauskam. Ein Jahr später warf ein Verlag in Madrid den ‚*Correo del Presidente*‘ in einer ziemlich erheblichen Auflage, deren genaue Höhe mir nie bekanntgeworden ist, auch nach Südamerika. Die schönen Peseten, die infolgedessen mitten in der dicksten Inflation auf meinen Schreibtisch flatterten, haben mir damals sehr wohlgetan. Eine ganz besonders ‚liebe‘ Erinnerung bedeutet für mich auch der Vertrag der Filmgesellschaft, die zwar, dem ‚Volksgeschmack‘ Rechnung tragend, den Titel in ‚Bluthund von Buenos Aires‘ umdichtete, dann aber – beim Film soll dies öfters vorkommen – die Zahlung des Honorars leider vergaß. Mein Anwalt riet mir wohl, den geistigen Urheber des ‚Bluthundes‘ vor das Amtsgericht zu laden, aber ich wollte nicht. Der Filmdirektor soll mit seinem oder meinem Bluthund von Buenos Aires glücklich werden. Karl May aber schulde ich für seine Anregung zu diesem Buch meinen innigsten Dank.

[[328]]

Krüger-Bei?

Von Hanns Graefe

©

Karl May in den Volksbüchereien¹⁹

I.

Von Studienrat Fritz Prüfer

In zehn Minuten kann man nicht einen problematischen Charakter ergründen. In zehn Minuten kann man nicht die Frage nach der richtigen Bücherauswahl für die Volksbücherei wohlbegründet beantworten. Im Hintergrunde solcher Erörterungen steht ja die schwere Frage: Was ist schlecht? Was ist gut?

Es ist gar nicht meine Absicht, Sie heute zu May-Lesern zu machen. Nur anregen möchte ich Sie, die Dornenhecke wegschaffen, die einer unbefangenen Prüfung im Wege steht.

Karl May war in den Volksbüchereien einer der am meisten gelesenen Schriftsteller, wenn nicht sogar der am meisten gelesene. Er ist es lange Zeit nicht mehr gewesen und ist es heute nicht mehr. Hat sich das Volk von ihm abgewendet? Wohl kaum! Bibliotheksleiter hatte ihn aus den Büchereien entfernt, und man konnte ihn nicht lesen. Ist er nun wirklich nicht gelesen worden? Zahlen sprechen.

In den Jahren, da man ihn aus den Büchereien entfernt hatte, es handelt sich um ungefähr 15 Jahre, sind doppelt soviel May-Bände in deutscher Sprache vertrieben worden wie in den 20 Jahren vorher, so daß die Auflagenziffer die 5 Millionen überschritten **[334]** hat. Mit diesen 5 Millionen ist aber die Zahl der Leser nicht erreicht. Nur wenige besitzen alle 55 Bände, und es ist nicht zuviel gerechnet, wenn wir behaupten, daß auf ein Buch 10 – 20 Leser kommen. Ich könnte von meiner Privatbücherei eine viel größere Zahl mitteilen. Nehmen wir aber im Durchschnitt 12 Leser an, so kommen wir zu der Zahl von 60 Millionen Lesern, wobei auf die letzten Femjahre über 40 Millionen entfallen. Diese Zahlen sollten jedem Bibliothekar zu denken geben. Gerade die Tatsache, daß man May von den Büchereien fernhielt, hat das Geschäft des Verlegers bedeutend erhöht. Auch ein Erfolg!

Eine Münchner Bibliothekarin, Rose von Aichberger, hat uns ihre Erfahrung mit Karl May übermittelt²⁰. Lauschen wir ein wenig:

Ich verwaltete die Bücherei eines großen Lazarets, deren Lesestoff ich zum großen Teil beschaffen durfte. Unter dem Vorhandenen war viel ‚Schund‘ – so auch ein Karl May! Ich ließ ihn gnädigerweise darin, weil soviel danach gefragt wurde. Überhaupt, was fragten die Soldaten nach Karl May! Die frischesten, mutigsten Kerle, die Alten und die Jungen aus allen Ständen und Berufen. Schwer gaben sie sich mit etwas anderem zufrieden. Ich ließ es an Ermahnungen, sie sollten doch solchen ‚Schund‘ nicht lesen, es gäbe viel Besseres, nicht fehlen ... Traurigen Gesichts zogen sie mit einem Gerstäcker, Rosegger usw. ab, nicht ohne mir oft erzählt zu haben, was für Schätze an May-Büchern sie daheim hätten.

Nach dem Kriege richtete Rose von Aichberger ein Kinderlesezimmer ein, und wieder hatte sie nur einen Band May.

Der bildete einen großen Anziehungspunkt für die größeren Buben. Manche blieben weg, wenn sie ihn gelesen und erfahren **[335]** hatten, daß es der einzige dieser Art sei. Ich besann mich, wie im Lazarett, immer wieder, was ich als Lockköder verabreichen sollte, versuchte es mit Cooper, Gerstäcker, Verne, Marryat – dauernd fesselten sie keinen derer, die nach May verlangten. Und das waren eigentlich die sympathischsten Burschen, frisch, gescheit, von lebhafter Anteilnahme für alles mögliche ... Und fast immer konnte ich in Erfahrung bringen, daß die May-Leser keinen Geschmack an den billigen Schundheftchen – Nick Carter, Buffalo Bill usw. – fanden. Erzählten mir andere, die nichts von May kannten, von diesen Heften und versuchte ich es bei ihnen mit der Erziehung zum Bessern, so gelang mir dies nur mit Hilfe von May.

Vorher sprach die Masse des Volkes in gewaltigem Chor für Karl May. Jetzt klingen aus Gruppen vernehmlich die Stimmen: Erwachsene, die durch des Krieges schweres und tiefes Erlebnis geschritten waren, und Jugend, deren Köstlichkeit unsres Volkes edelster Besitz ist.

Demgegenüber steht die Meinung eines Menschen, der Macht hat, der seine Macht anwendet: der

¹⁹ Der vorliegende Aufsatz darf beliebig, auch ohne Quellenangabe und mit anderer Überschrift, abgedruckt oder vorgetragen werden. Die Herausgeber.

²⁰ Siehe Jahrbuch 1922, S. 348, „Beobachtungen in der Volksbücherei“.

Bibliothekar. Er trägt Verantwortung und glaubt, aus dieser Verantwortung heraus unserm Volk das Lesen von Karl May versagen zu müssen.

Hat denn die Seele unsres Volkes je Schaden gelitten durch Karl May?

Niemand wagt im Ernst, diese Frage zu bejahen, weil niemand den Beweis dafür erbringen kann.

Gefährlich erscheint der Trumpf, den man nach dieser Abwehr auszuspielen pflegt: Er könnte schaden, und er hat Schwächen.

Du lieber Gott! Er hat Schwächen: gewiß, manchmal sogar große Schwächen. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Manche Erzählungen Karl Mays sind matt, verlieren sich in Einzelszenen. Er mußte sie schreiben aus äußerem Zwang. Aber [336] dagegen sind die Szenen groß, die aus ihm hervorquellen, die er sich vom Herzen schreiben mußte. Da gewannen die Gestalten seiner Phantasie Macht über ihn. Er lebte mit ihnen, weinte, lachte, schluchzte, stritt mit ihnen, und hatte er sie aufs Papier gebannt, dann waren es selbständige Geschöpfe mit Eigenleben. Sie entfachten wieder Leben in den Herzen derer, die gleiche Wünsche hegen, ihnen aber nie oder nur unvollkommen Gestalt verleihen können.

Hermann Hesse, der feinfühligste Dichter, schreibt einmal darüber:

May ist nämlich gar kein Macher, sondern von einer geradezu verblüffend naiven Ehrlichkeit. Er ist der glänzendste Vertreter eines Typs von Dichtung, der zu den ganz ursprünglichen gehört, und den man etwa ‚Dichtung als Wunscherfüllung‘ nennen könnte. Daß er ein großer Dichter sei, möchte ich nicht sagen ... Aber er vertritt innerhalb unsrer dürr und öde gewordenen Literatur mit seinen grellen, knalligen Werken einen Typus von Dichtung, der unentbehrlich und ewig ist.

Und lassen wir Max Jungnickel ergänzen:

Als ich, durch den Hals geschossen, im Lazarett lag und unter tollen Nervenschmerzen fast verging, brachte mir die Krankenschwester: Karl May. Ich las und zerlas meine Schmerzen. Wer das fertigbringt, einem zerschossenen Soldaten die Schmerzen zu nehmen, der kann kein Schundkopf sein, der muß schon ein Kerl sein, der wirklich eine starke und lebendige Feder führt.

Und nun zum schönsten Teil des Trumpfes: Er könnte schaden. – Wodurch denn? – Weil er so spannend schreibt! – Freilich, wer schläft, sündigt nicht. Und die langweiligsten Werke wären demnach die unschädlichsten und empfehlenswertesten. Reden wir nicht mehr über den Fall! Er ist hoffnungslos.

[337] Des Volkes Wille werde Gesetz auch für den Bibliothekar. Karl May gehört in die Volksbücherei.

Er ist eine lebendige Macht. Wer aus tiefster Seele für die Seele schreibt, wird nie zum alten Eisen geworfen. Der Geist spaltet sich, und groß ist die Zahl der Parteien und Gruppen, die er bildet. Wer in das Innerste des Menschen vordringt, der packt uns dort, wo wir uns als Menschen gleichen, bei unsrer Menschlichkeit, bei der Humanität.

Es wäre ein leichtes, stundenlang die Worte bedeutender Männer anzuführen, die im Schatten Winnetous und Old Shatterhands aufwuchsen. Sie stammen aus allen Schichten und stehen in allen Parteien. Ein paar Namen genügen: Ludwig Gurlitt, Peter Rosegger, Roda Roda, Tono Kaiser, Engelbert Graf, Heinrich Zerkaulen, Walter von Molo, Richard von Kralik, Ernst von Wolzogen.

Und sie werden verstehn, was Karl Rauch im ‚Jungdeutschen‘ vom 12. Dezember 1928 schreibt:

Irgendwo lebt, trotz Amerika und Europa, noch Wildnis unberührt. Und wenn ihr sie nicht zu finden vermögt, dann reißt die Klüfte der Wildnis auf in eurem Herzen allein oder in der Kameradschaft mit euresgleichen. Nur in der Wildnis lernt der Mann, was Manneshandwerk ist. Und weil kein anderer so köstliche Wege kennt, in die Wildnis vorzudringen, und weil kein anderer versteht, die Wildnis zu meistern und zu zwingen mit eigener Hand wie er, der Gott aller Knabenträume, Karl May, der Unsterbliche, darum wird sein Gedächtnis in uns leben, solange wir Männer sind.

Karl May war in der Volksbücherei – Karl May gehört in die Volksbücherei.

Keine Volksbücherei ist vollwertig ohne Karl May.

[338] Zum Schluß noch zwei treffende Erlebnisse. Sie gestalteten sich aus einer Fülle von Begegnungen, die ich um Karl May hatte.

Erstens: „Was, Sie lesen Karl May?! Sie sind doch sonst so ein gebildeter Mensch.“

Zweitens: „Was, Sie lesen Karl May! Gott sei Dank! Ich auch!“

II.

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

In der ‚Nürnberger Zeitung‘ vom 23. Juni und vom 11. Juli 1928 lesen wir folgendes:

Aber liebe Volksbibliothek, was für Geschichten hört man von dir? Leser teilen uns in entrüstet hingefegten Briefen mit, du wolltest Karl May aus deinen Beständen entfernen, und wir beeilen uns, diese Entrüstung zu der unseren zu machen und zu fragen: Wirklich, liebe Volksbibliothek, willst du das? Wir können es kaum glauben, wir hoffen vielmehr, es handelt sich da nur um das, was man im Schützengraben Feldküchentelegramm nannte, wenn man es nicht mit einem drastischeren Wort bezeichnete. Denn, was in aller Welt soll denn nun auf einmal der Kampf gegen unseren guten alten braven Karl May? Wir, die wir heute im sogenannten Mannesalter stehen, haben ihn doch auch gelesen, unsere ganze Klasse, einer wie der andere, nach den Unterrichtsstunden und in den Unterrichtsstunden auch. Wir hatten damals sogar so etwas wie eine regelrechte Börse in Karl-May-Bänden, und ich habe noch nicht gehört, daß einer meiner Klassen- oder Altersgenossen unter die Räuber gegangen wäre. Nun schon gar heute! Heute, wo der Film Sensation über Sensation hinauspeitscht, wo der Kriminalroman sich im Erfinden tollkühner und ausgefallener Situationen nur so überkugelt, wo auf der Bühne literarisch und unliterarisch die Kriminalgeschichte Trumpf ist, heute kann doch nun unser wackrer [339] Karl samt Winnetou und Hadschi Halef Omar, oder wie der Wackre sonst hieß, nicht mehr revolutionierend auf die Köpfe wirken. Ist er nicht eigentlich schon etwas *vieux jeu* geworden? Oder liest man ihn noch immer so heftig? Ich weiß es nicht, aber es scheint der Fall zu sein, denn einer von den Lesern schreibt uns: „Gerade die Karl-May-Bücher werden in der Volksbibliothek am allermeisten verlangt.“ Also! Was soll denn diese Offensive gegen Old Shatterhand? Wir wollen ihn nicht überschätzen, wie man es auch manchmal tut, wir wollen all das mystische Gehabe rund um seine Bücher abziehen, um dann immer noch zu sagen, daß unser wackrer Sachse und Abenteurer zu denen doch wahrhaftig nicht gehört, die man aus diesen oder jenen ‚volkserzieherischen Gründen‘ aus einer Volksbibliothek entfernen müßte. Liebe Volkserzieher, es ist manchmal schön und gut, was ihr tut, aber nicht immer, und dann ganz besonders nehmt ihr euch nicht hübsch aus, wenn ihr fürchtet, das ‚Volk‘ könne wieder einmal irgendwie und irgendwann gar zu sehr für die Romantik eingefangen werden. Laßt doch dem armen Teufel, der bei seinem abendlichen Preßsack mit Kara Ben Nemsî von Bagdad nach Stambul reitet, sein bißchen Vergnügen. Er hat wahrhaftig nicht allzu viele andere in diesem Sommer unseres Mißvergnügens. Und laßt Karl May ruhig in der Volksbibliothek, daran wird Nürnberg ganz sicher nicht zugrunde gehen.

Antwort der Städtischen Volksbibliothek:

Wir können ruhig Karl May aus der Volksbücherei nehmen. Auch daran wird Nürnberg nicht zugrunde gehen. Zwar: Wir haben ihn alle gelesen und sind doch Männer geworden – sind sogar zur guten Literatur gekommen; und warum sollen denn unsere Jungen nicht dieselben Umwege machen, wenn es heute in einer Zeit der Sensationen auch reichlich Spannungsliteratur mit modernem Lebensgefühl gibt. Der gute Karl May ist uns kein Schädling, darin – liebe N. Z.! – sind wir uns trefflich einig, aber er wird uns allzu heftig gelesen. Er war der begehrteste Autor, und nicht nur Buben suchen seine harmlosen Sensationen, sondern bedenklich viele reife Männer – ab und zu auch Frauen. Es liegt uns fern, die vielumstrittene Karl-May-Frage hier aufzurollen. Wir sehen lediglich nicht ein, daß man öffentliche Mittel ausgerechnet dazu verwenden soll, ebenso [340] harmlose wie unbedeutende Literatur intensiv zu verbreiten. Wie unsere Erfahrung zeigt, geht die seuchenartige Nachfrage nach Karl May dann rasch zurück, wenn er nicht mehr in früher üblichem Maße ausgegeben wird. Ist er nicht vorhanden, dann lesen die Leute auch etwas anderes – und auch mit Spannungsliteratur sind wir reichlich versehen. Sie sind auch mit Jack London, [Artur] Heye, [Kurt] Faber, [Robert Louis] Stevenson, Josef Conrad u. a. zufriedenzustellen. Für Leser, die bei uns nichts anderes finden und nehmen wollen als Karl May, den sie in reifem Alter jahrelang – alles andere ablehnend – lesen, sind wir nicht da. Für uns (wir glauben mit Ihnen einig zu sein) ist Karl May Durchgang, Entwicklungsstufe, aber nicht Ende. Nicht aus moralischen Gründen lehnen wir ihn ab, sondern aus ästhetischen – und vor allem aus grundsätzlichen Erwägungen sind wir darangegangen, nicht nur Karl May, sondern die Bändezahl aller an der unteren Wertgrenze liegenden Autoren auf ihre besseren Werke zu beschränken bzw. sie ganz auszuschneiden. Es ist schade, daß die N.Z., die mit ihrer vernünftigen kritischen Einstellung uns allzeit als Herold des Fortschritts erschien, uns nicht im Bestreben unterstützt, aus einer Volksbibliothek älterer Auffassung (Leihbibliotheken haben wir hier genug) eine wahre Bildungsbücherei zu gestalten. Und nun, liebe N.Z., dir zum Trost: Wir haben zwar unsere Karl-May-Bände aus den erwähnten Gründen stark

vermindert, sind aber zu einer gänzlichen Abschaffung nicht entschlossen. Wir haben sogar einige der besseren Bände auch dieses Jahr noch nachgekauft (unser Zugangsbuch beweist, daß dies vor deinem Schreckensruf erfolgte), weil wir zwar nicht ganz deiner Meinung sind, wohl aber ihn als Anziehungsmittel (unser Standpunkt auch bei Ganghofer, Waldschmidt u. a.) gerne gebrauchen wollen und gleichzeitig vermeiden, ihn als Volksfutter in Masse auszuwerfen. Dazu sind wir nicht da.

Anmerkung der Schriftleitung der ‚Nürnberger Zeitung‘:

Aber gewiß nicht. Wir gehen ja vollständig einig. Nur gegen den Hinauswurf ‚Old Shatterhands‘ haben wir aufgemuckt. Wenn das nicht geschehen soll, ist alles in schönster Ordnung, und wir glauben auch, unsere Karl-May-Enthusiasten werden sich dabei beruhigen können.

[341] Für uns wie für alle, die sich mit Karl Mays Schrifttum befassen, lassen sich aus obiger Aussprache mancherlei Erkenntnisse festhalten:

Alle haben ihn gelesen und sind doch Männer geworden – sind sogar zur guten Literatur gekommen; warum sollen denn unsre Jungen nicht dieselben ‚Umwege‘ machen?

Heute, in einer Zeit der Sensationen, gibt es reichlich Spannungsliteratur.

Karl May ist kein Schädling, darüber sind sich alle einig.

Er war der begehrteste Autor. (Genauer: er ist es in jeder Leihbücherei, die ihn führt.)

Nicht nur Buben suchen seine harmlosen Sensationen, sondern viele reife Männer – ab und zu auch Frauen.

In der Volksbibliothek besteht ‚seuchenartige‘ Nachfrage nach Karl May. Nur wenn Karl May sich nicht unter den Leihbüchern befindet, lesen die Leute auch etwas andres. Es gibt Menschen, die nichts andres finden und nehmen wollen als Karl May, den sie im reifen Alter jahrelang lesen.

Obwohl die Städtische Volksbibliothek Karl May nicht sonderlich hoch bewertet, gebraucht sie ihn als Anziehungsmittel.

*

Über die Wertung Karl Mays wollen wir mit dem antwortenden Bibliothekar wegen des oben abgedruckten Zeitungsberichts nicht rechten, um so weniger, als wir noch selten aus einer kurzen Darstellung eine solche Menge wichtigster Tatsachen **[342]** entnehmen konnten. Über Karl May und seine Dauergeltung wird die Zeit richten.

Schon die Gegenwart, also die Nachwelt zum vorangegangenen Zeitabschnitt, hat sich sehr wesentlich für Karl May ausgesprochen. Noch in den ersten Karl-May-Jahrbüchern (1918 u. f.) kann man erkennen, welche bösen Angriffen Karl May bei Lebzeiten und auch noch nach seinem Tod ausgesetzt war, Angriffen, wie sie heute selbst der schroffste Gegner nicht mehr entfernt wagt oder wagen kann. Es gab eine Zeit, da haben sich die Menschen gescheut und geschämt, wenn sie einen May-Band kauften oder gar aus einer Leihbücherei holten. Wie man sieht, ist diese Zeit vorbei.

Aus unsrer im Jahrbuch 1928, S. 139, abgedruckten Absatzaufstellung ist zu entnehmen, daß innerhalb der 15 Jahre nach dem Tod Karl Mays mehr als doppelt soviel May-Bände allein in deutscher Sprache verkauft worden sind wie während seiner ganzen Lebenszeit. Genau so steht's im Ausland, wo er beispielsweise in Schweden als Lehrmittel im deutschen Sprachunterricht geführt wird; ähnlich im slowenischen Sprachgebiet; in Frankreich werden die französischen Übersetzungen als Schulpreise verteilt usw. In Ungarn ist er der meistgelesene Romanschriftsteller nach Maurus Jókai und kommt sogar noch vor Alexander Dumas, der ja auch zum eisernen Bestand der Weltliteratur gehört.

Wenn ich nun aber – ohne Aufdringlichkeit – unsre Ansicht zur Stellungnahme der Städtischen Volksbibliothek Nürnberg kundgeben darf, so ist es diese: Eine solch riesenhafte Nachfrage nach Karl **[343]** Mays Schriften läßt sich nicht künstlich abdämmen. Statt Leser zu gewinnen und sie vielleicht dann langsam und vorsichtig auch zum Lesen anderer Schriftwerke zu erziehen, wird man durch Einschränkung gar manchen schlichten Bücherfreund abtrünnig machen, ja vielleicht geradezu verscheuchen. Wenn ein Schriftsteller auch nur die vom Leiter der Volksbücherei oben niedergelegten Eigenschaften hat, so verdient er schließlich nicht einen solchen Ausrottungsversuch; ganz abgesehen davon, daß Karl May als einziger von allen – und im Gegensatz zu den meisten andern Erzählern, etwa zu Jack London usw. – jegliche Sinnlichkeit aus seinen Büchern ausgeschaltet hat.

Was tun nun diese unzähligen beiseitegedrängten Menschen, die Karl May und immer wieder Karl May lesen wollen? Sie kaufen sich die Bücher und leihen sie untereinander weiter. Der Verlag würde also durch die Verringerung der Ausleihe von May-Bänden keinen Schaden haben und hätte keinen Grund, sich über eine solche Maßnahme zu grämen.

Aber jetzt kommt das Wesentliche: läßt man den Menschen, ganz besonders den Jugendlichen, Bücher nach seiner Wahl, doch mit Überwachung lesen, so wird das größte Vorteile haben. Verwehrt man ihm die ersehnte und dabei völlig einwandfreie Lesekost, so begibt er sich auf Schleichwege; er kommt zu dem im Grunde harmlosen Erfolg, indem er Unrechtes tut.

Den heimlich errungenen Lesestoff muß er nun aber auch verbergen, wird ihn also zur Unzeit, vielleicht in später Nacht, ohne Überwachung und häufig auch ohne Maß und Ziel lesen.

[344] Wie anders, wenn Eltern und Erzieher die May-Bände (wie es beispielsweise in Frankreich geschieht) als Preise aussetzen: Wenn du diesen oder jenen Schulerfolg aufweist, erhältst du einen May-Band. Oder: Wenn du deine Schulaufgaben rechtzeitig fertig hast, darfst du einen Abschnitt aus Karl May lesen usw.

Als ich, vor fast 40 Jahren, ein Knabe war, lange vor der fürchterlichen May-Hetze, wurden Mays Schriften in meiner bayrischen Heimat überall geführt und von Lehrern und Eltern empfohlen. Kein Vater erntete dabei Schaden, damals so wenig wie heute. Ich aber erziehe meine Kinder genau so mit May, wie ich mit ihm erzogen wurde, und erlebe ihre Freude mit, die der meinigen aus alter Zeit ähnelt. Meine Erfahrungen mit dieser Erziehungsart, die den Genuß an den May-Bänden erlaubt und wünscht, doch überwacht und eingrenzt, sind gut. Ich befindet mich dabei in ausgezeichnete Gesellschaft unzähliger Familienväter, die die gleiche, sehr günstige Beobachtung machten und machen.

Aber schließlich hat Karl May, abgesehen von seinen Jugendschriften (Bd. 35 – 41 der Gesammelten Werke), zunächst gar nicht für die *Jugend* geschrieben, sondern für das *Volk*. Allen, die mühselig und beladen sind, bietet er wohlthätige Spannung und Entspannung. Besonders denen, die im ‚Kerker‘ leben, sei es in der Enge der Erziehung oder der Krankheit oder des eintönigen Alltags.

[(345)]

Karl May und die Jugend²¹

Von Max Baumann

©

²¹ Dieser Aufsatz, den wir mit Genehmigung des Verfassers abdrucken, erschien in der ‚Hamburger Lehrerzeitung‘ vom 27. September 1930. Die Herausgeber.

[(371)]

Mit brennenden Wangen ...

Ein Brief an den Karl-May-Verlag

Von Hans Küchler²²

©

²² Der Abdruck der Zuschrift erfolgt – natürlich! – mit Erlaubnis des Einsenders. Darüber hinaus haben wir den Verfasser gebeten, uns die Ergebnisse seiner Erfahrungen mit ‚Winnetou‘ als Schul-Lesestoff zusammenzustellen. Diese Ausführungen werden im nächsten Jahrbuch folgen.
Die Herausgeber.

[(375)]

Von Kairo nach Bagdad und Stambul

Auf den Spuren Karl Mays durch den Orient

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther

©

Der Weißbrot-Araber

Eine Karl-May-Erinnerung

Von Klara May

Als Karl May zum erstenmal in Kairo war, wohnte er in dem bescheidenen Haus des Deutschen Korf. Er hatte dort ein Zimmer, das nach einem offenen Platz ging, auf dem sich das rege Leben und Treiben geschäftiger Araber abspielte. Eines Morgens wanderte Karl May seiner Gewohnheit gemäß in seinem Zimmer auf und ab und verzehrte dabei sein Frühstück, ein großes Weißbrot, nach europäischer Art gebacken. Dieses Gebäck dünkt den Arabern ein ganz besonderer Leckerbissen. Während des Essens betrachtete er das schreiende und immer lebhaftere Volk auf der Straße, das sich aus Eseltreibern, Geschirrführern, Schuhputzjungen und Dutzenden von Raritätenverkäufern mit ‚echten‘ Altertümern zusammensetzte. Auch Verkäufer von ‚orientalischen Teppichen aus Krefeld‘ fehlten nicht, Wasserverkäufer und fliegende Tschibukverleiher. Das gibt ein buntes Bild, das jeder kennt, der in Kairo war.

Karl May erfreute sich an dem Gewimmel, aus dem sich ihm eine Gestalt durch heftige Gesten und Rufe bemerkbar zu machen strebte, die von ihm endlich auch verstanden wurden. Das Begehren des lebhaften Arabers war auf Weißbrot, wie Karl May es gerade verzehrte, gerichtet! – „Na ja, also das willst du haben. Warte, ich schmiere es dir mit Butter und schenke es dir!“ Gedacht, getan; der Bursche fing [491] geschickt die Gabe auf; ein dichter Kreis Neugieriger scharte sich um ihn; im Orient ist eben auch die kleinste Begebenheit ein Ereignis. Was in dem dichten Knäuel schreiender und bewegter Gestalten vor sich ging, vermochte Karl May nicht zu ergründen. Nach einer Weile beruhigte sich die Menge, der glückliche Empfänger des Weißbrotes verneigte sich dankend vor dem ihn noch immer beobachtenden Spender und verschwand.

Am andern Morgen suchten Karl Mays Augen seinen Weißbrotbekannten am gleichen Platz, und siehe da, er war da, grüßte herauf, bettelte aber nicht, sondern beschäftigte sich schreiend und gestikulierend mit einer Wasserpfeife, aus der die umherlungernenden Gestalten einige Züge tun durften, wofür er, wie es dem Beobachter schien, etwas bekam, wahrscheinlich Geld. Richtig, es war klingende Münze, jetzt sah er es deutlich, man bezahlte. Karl May ging nun seiner Arbeit nach und vergaß dabei das Treiben auf der Straße.

Am nächsten Tag, als der Dichter, wie es im Morgenland üblich ist, auf der Straße seine Mahlzeit einnahm, kam sein Weißbrotbekannter und bot ihm auf einem umgehängten Taburett allerhand Raritäten, Schnürsenkel, Streichhölzer usw. an. Karl May erkannte ihn und ließ sich von ihm berichten, wie er zu diesem Reichtum gekommen sei. Das Weißbrot hatte seinen Wohlstand begründet. Er hatte es erbettelt, nicht zur Befriedigung seines Hungers, sondern um es zu verkaufen. Das in Stücke zerlegte Brot versteigerte er an die Meistbietenden. Jetzt erklärte sich auch der Lärm vom vorhergehenden Tage.

[492] Aus dem Erlös dieser Versteigerung hatte sich der kluge Bursche dann bei einem Althändler eine Wasserpfeife gekauft, sie vorgerichtet und seinen Bekannten und wer sonst es wollte, einige Züge daraus gestattet; dafür hatten sie ihm zahlen müssen. Mit diesen Einnahmen und mit dem Erlös aus dem Verkauf der vorgerichteten Wasserpfeife, die er einem Engländer als besondere Antiquität aufgehängt hatte, richtete er sich einen feinen Tschibukhandel ein. „Siehst du, Sihdi, so hast du meinen Reichtum begründet.“

Einige Tage vergingen, der ‚reiche‘ Händler war nicht mehr zu sehen. Als Karl May, zur Abreise gerüstet, wieder vor der Tür saß, kam der Weißbrot-Araber mit kläglichlicher Miene zu ihm. Auf seine Frage, wo sein Taburett sei, entgegnete der Araber traurig: „Ach, Sihdi, ich hatte soviel verdient, ich war so reich und wollte noch reicher werden, jedoch schnell; da habe ich gespielt. Nun sieh, Sihdi, meine leeren Hände, ich habe alles wieder verloren!“

Auf Karl Mays Spuren am oberen Nil

Von Dr. Arthur Berger

Dort, wo einst die Sklavenkarawanen an den Grenzen des ‚Landes des Mahdi‘ zogen, ist es heute friedlich geworden. Wohl leben die Völker noch in ihrer Ursprünglichkeit, hat die Tierwelt sich nicht verändert, aber Ruhe herrscht im Land, und von einem der vielen Tage, die ich dort verlebte, will ich berichten.

Weißer Nebel lag über der Landschaft, als ich bei Tagesanbruch aus meinem Zelt trat. Da und dort ragten wie hinter Schleiern einzelne Bäume aus dem Nebelmeer, aber zur Rechten dehnte sich dieses unendlich. Es war kalt, denn gegen Morgen hatte es stark getaut. Langsam rötete sich im Osten der Himmel, die Nebel schienen zu zerfließen, wurden dünner und dünner, je höher das unwahrscheinlich groß erscheinende, blutigrot aufgehende Tagesgestirn emporstieg und sein Licht über die Erde ergoß.

Allmählich nahm die Landschaft Gestalt an. Kaum zwanzig Schritt vom Zelt entfernt fiel das Ufer steil ab; drunten glitten unhörbar die gelben Wasser des heiligen Nils vorüber. Wohl ein Kilometer breit glitzerte sein Spiegel, dann folgten Sümpfe, bestanden mit Schilf und Papyrus. Meilenweit schienen sie sich zu dehnen. Vom jenseitigen Ufer war nichts zu sehen. Aus dieser fieberschwangeren [494] Wildnis, die noch nie ein Menschenfuß betreten hatte und wohl kaum einer betreten wird, hatte die ganze Nacht über das wilde, gewaltige Brüllen der Nilpferde zu uns herübergetönt; auch hörten wir aus der Ferne das Trompeten der Elefantenherden.

Der Boy brachte das Frühstück. Unser Tisch stand hart am Ufer, kaum konnte man sich einen schöneren Platz denken, so recht für den Naturfreund geschaffen. Wie wohl taten die wärmenden Strahlen der Sonne! Drunten auf dem Nil schien ein gewaltiges grünes Floß vorüberzutreiben, eine der schwimmenden Inseln war es, ein Stück Nilufer, bewachsen mit Ambatschbüschen, Papyrus und Schilf. Vögel saßen darauf, buntschillernde Bienenfresser flogen ab und zu, allerhand kleines Getier mochte sich in der Halmwildnis umhertreiben. Sogar ein Schirrbock zeigte sich für einen Augenblick. Mehrere hundert Meter lang war das Stück schwimmendes Ufer. Irgendwo hatte der Strom ein Stück Land unterwaschen, hatte immer mehr und mehr von dem Erdreich weggenagt, bis der nur durch wirres Wurzelgeflecht noch zusammengehaltene Boden sich plötzlich absenkte, losriß und nun mit dem Fluß dahintrieb, wer weiß wie weit, bis er irgendwo wieder aneckte, auf eine Untiefe geriet oder hängen blieb, um sich dem übrigen Ufer oder Sumpfrand zu vermählen, Wurzeln gegenseitig zu verstricken und hier ein neues Stück Ufer zu bilden. Die Schulzeit tauchte vor meinem geistigen Auge auf und mit ihr der Name, ohne den ich nie an jene schöne Zeit zurückdenken kann: Karl May. Wie vortrefflich und wahr hat er im ‚Mahdi‘ und der ‚Sklavenkarawane‘ [495] die Gegenden geschildert, in denen ich mich jetzt befand! Wie war es doch? Läßt er nicht in der ‚Sklavenkarawane‘ unter anderm den Vogel-Nazi auf die Bienenfresser aufmerksam machen?²³ So geleitet uns Karl May bis in die fernsten Winkel der Erde.

Noch saßen wir beim Frühstück, da kamen ein paar Eingeborene, riesige, schlanke Kerle, fast zwei Meter hoch. Weiß waren sie angestrichen, vom Kopf bis zur Sohle; Niam Niam waren es, Bewohner des oberen Nilgebiets. Sie haben keinen Schutz gegen die Myriaden von Moskiten, die allnächtlich aus den Sümpfen gleich dunklen Wolken aufsteigen und über alles herfallen, was da lebt.

Der Europäer schützt sich gegen die Stiche dieser Quälgeister, die Malaria und den Tod bringen, so gut er kann durch feinmaschige, über den Betten aufgehängte Netze. Doch dem Eingeborenen steht nichts dergleichen zur Verfügung. So gräbt er sich eine Art Grab in der Erde, füllt es mit Asche und legt sich hinein. Das ist sein ‚Moskitonetz‘. Einen merkwürdigen Eindruck machen diese weißgepuderten Schwarzen. Sich von dieser Färbung durch ein Bad zu befreien, daran denken sie nie. Sie stehen auf ihre langen Speere gestützt in eigentümlicher Haltung da. Das eine Bein ist hochgezogen und auf das Knie des andern gestützt, wie man es so oft bei diesen Völkern hier am oberen Nil findet. Boshafte Menschen behaupten, sie hätten es den Reihern, Störchen und Kranichen ihrer Heimat abgesehen, die ja auch so gern auf einem Bein stehen.

[496] Rasche, unverständliche Worte hervorsprudelnd und mit den Armen gestikulierend, standen sie vor uns, bis der Dolmetscher uns erklärte, sie wären gekommen und bäten uns, ihnen einige Flußpferde zu

²³ Jawohl. Vgl. Bd. 41, S. 224. Die Herausgeber.

schießen. Sie selbst wagten sich nicht so recht an die Tiere, weil erst wenige Tage zuvor einer der ihrigen von einem wildgewordenen angeschossenen Nilpferdbullen zermalmt worden sei.

Den Gefallen wollte ich den Leuten tun, rief nach Simba, unserm schwarzen Bootsmann, der seines Mutes wegen den stolzen Namen ‚Löwe‘ führte, und ließ das leichte Faltboot, das wir auf der Reise mithatten, klarmachen.

Das war so recht eine Sache für meine Schwarzen. Eigentlich wollten wir auch einen von den Niam Niam mit ins Boot nehmen, aber verlegen lächelnd dankte er. Mit seinem Kameraden setzte er sich in Trab und eilte am Nilufer entlang seinem einige Kilometer entfernten Dorf zu.

Flott ging die Fahrt nilabwärts. Da und dort strichen aus dem Schilf Nachtreiher, prächtig schillernde Eisvögel und anderes Sumpfgeflügel ab. Blaue Sultanshühner schlüpfen, von großen Blättern getragen, durch die Halme, hier und dort kreisten in den Lüften die prachtvollen braun und weiß gefärbten Seeadler, deren heller Schrei uns so oft erfreut hatte, jetzt schienen sie unser Boot zu begleiten – sonst Schweigen rundum. Hie und da lag am Ufer ein faules Krokodil. Weithin übersichtlich dehnte sich der Nil vor uns. Ein Flug brauner Nilgänse war auf der glatten, spiegelnden Fläche eingefallen. Vier Stück. Ich beobachtete die schönen Vögel mit dem Glas. Plötzlich waren es nur noch **[497]** drei. Sonderbar; ich hatte gar nicht bemerkt, daß eine weggetaucht war. Die andern machten lange Häse, schwammen etwas auseinander, und jetzt sah ich, wie, von unsichtbarer Hand gefaßt, wieder eine ins Wasser gezogen wurde; noch einmal schrie sie auf, dann war sie weg. Entsetzt strichen die zwei übriggebliebenen ab. Meine Schwarzen lachten: „Das hat ein Krokodil getan.“ „Hoffentlich machen sie es nicht auch so mit uns“, erwiderte ich. Da wurden sie still.

Von gleichmäßigen Ruderschlägen getrieben, gleitet das Boot wieder stromabwärts. Jetzt bildet der Nil eine Krümmung. Ich lasse halten. Vorsichtig ans Schilf gedrückt, um die Ecke spähend, erblicke ich vor mir eine ganze Nilpferdherde. Auf einer Schlamminsel inmitten des Nils liegen mehrere dieser Kolosse und schlafen. Ein Junges sitzt behaglich auf dem Rücken der Alten, daneben Krokodile, als wären sie ihre besten Freunde.

Alles ruht im Strahl der Vormittagssonne, nur ein Bulle hält Wacht, gegen den Wind gewendet. Auf dem Rücken der Tiere eilen geschäftig kleine Vögel hin und her; sie picken den Schläfern Ungeziefer aus der dicken Haut. Mit kaum merklichem Ruderschlag bringen meine Leute das Boot an der Schilfdickung entlang. Langsam geht es vorwärts. Die Entfernung verkürzt sich. Jetzt mögen noch hundert Schritte mich von den Tieren trennen. Ich lasse halten, die Ruderflächen sind auf das Wasser gelegt, damit das Boot nicht schaukelt. Dem ahnungslosen Bullen gilt meine Kugel. Sorglich bringe ich Kimme und Korn zusammen, und als der Schuß das Schweigen der Natur zerreißt, bricht der **[498]** Bulle zusammen. Die andern Tiere schnellen aus dem Schlaf geweckt empor, und mit einer Gewandtheit, die man den fetten Burschen gar nicht zutrauen sollte, stürzen sich Nilpferde und Krokodile ins Wasser. Am schlechtesten kommt dabei das Baby weg; in hohem Bogen fliegt es von der aufspringenden Mutter ins Wasser. Der getroffene Bulle ist inzwischen wieder hochgekommen und schießt wie ein zu Wasser gelassenes Boot durch die aufschäumenden gelben Fluten. Wir warten ruhig ab, was nun folgen wird.

Es dauert nicht lange, da taucht ein mächtiger Nilpferdkopf auf, gewaltig tönt seine Stimme über das Wasser. Das ist aber nicht der Ton, den man sonst hört, wenn die Tiere brüllen, sondern rasende Wut scheint darin zu liegen. Mich kümmert es nicht weiter, wie das Tier gestimmt ist. Ich beobachte, die Büchse schußbereit auf dem Knie.

Ich warte, daß der angeschossene Bulle wieder hochkommen soll, um ihm die tödliche Kugel geben zu können. Aber es kommt ganz anders, als ich denke. Während sonst nach einem Schuß die Tiere nach Möglichkeit zu flüchten suchen und weitab von der Stelle, wo sie erst gelegen haben, auftauchen, kommen sie hier stromaufwärts, schwimmen mir entgegen. Da und dort fährt ein Kopf hoch, hin und wieder ein zorniges Brüllen. Meinen Schwarzen wird die Sache etwas ungemütlich, zumal die Tiere von uns zweifellos Witterung bekommen haben und sich uns auch in nicht mißzuverstehender Weise nähern.

Das Flußpferd kann ein ganz ungemütlicher Gegner werden. Doppelt gefährlich wird die Sache, wenn man sich, wie wir, in einem so leichten, gebrechlichen Faltboot befindet. Denn kentert es beim Angriff **[499]** eines Nilpferdes und wird zerfetzt, so ist man verloren. Und zermalmen einen nicht die mächtigen Hauer des Flußpferdes, so endet man doch sicher in dem Magen eines der unzähligen Krokodile, die den Fluß bevölkern.

Schon früher hatte ich einmal beobachtet, daß Schwarze im Augenblick der Gefahr bzw. wenn sie Angst bekommen, die Farbe verändern. Auch sie können bleich werden. Natürlich wird dann ihr Antlitz nicht ‚käsigt‘, sondern graubraun.

Wie gebannt spähten sie entsetzt nach allen Seiten, denn auch ihnen war klar, daß die Tiere sich uns in böser Absicht näherten.

Immer größer wurde die Anzahl der da und dort auftauchenden Köpfe und ihr Gebrüll. Wir wurden regelrecht von ihnen eingekreist. Plötzlich zeigten alle schwarzen Hände entsetzt auf das Wasser, auf dem in gerader Richtung auf uns zulaufend Luftblasen hochstiegen. Dort unter Wasser, wie ein heransausendes Torpedo, nahte der Feind. Ich hob die Büchse, um blitzschnell einen Schuß hinwerfen zu können. Da spritzte das Wasser auseinander, ein gewaltiger Kopf, weit aufgerissener Rachen – der Gegner. Unheimlich klang über die weite Fläche sein Gebrüll, das plötzlich durch den Knall meiner Büchse abgerissen wurde. Das Tier verschwand in der Tiefe, noch einmal wurde für einen Augenblick der Körper sichtbar. Die Büchse im Anschlag stand ich im Boot, eines weiteren Angriffs von diesem Widersacher gewärtig. Aber er erfolgte nicht, wohl aber näherten sich vom Sumpf her die übrigen. Mir wurde klar, jetzt gab es nur eins: Ausreißen!

Wie eine Erleichterung kam es über die Leute, als ich den Befehl gab, an Land zu rudern. Und wahrlich, **[500]** ich brauchte sie nicht anzufeuern. Was die Arme an Kraft hergaben, setzten meine Schwarzen ein. Wie ein Pfeil flog das Boot über die gelben Wasser des Nils.

Und ein Glück war es, daß ich den Befehl gegeben hatte, gerade noch rechtzeitig; denn wieder tauchte dicht hinter dem Boot der mächtige Rücken und Kopf eines der erbosten Tiere auf; es hatte von unten hochkommend unser gebrechliches Fahrzeug rammen wollen. Um eine Sekunde aber zu spät, und das war unsere Rettung!

Mit Schauern dachte ich zurück an den Bericht eines Bekannten aus Ostafrika. Mit seiner Frau war er in einem Einbaum der Eingeborenen auf dem Rufidji zur Flußpferdjagd gefahren, und seine Frau hatte einen Bullen angeschossen. Das Wiederauftauchen des Tieres erwartend, saß sie mit schußfertiger Büchse da. Plötzlich bekam das Boot von unten einen gewaltigen Stoß, daß die Wände eingedrückt und das Fahrzeug hochgeworden wurde. Mein Bekannter und seine Frau hatten das Glück, rückwärts von ihren Sitzen in das Boot zu fallen, die Schwarzen aber, die gestanden hatten, stürzten sämtlich kopfüber in das Wasser. Schwimmend suchten sie den Einbaum wieder zu erreichen, da tauchte plötzlich der eine Bootsmann auf, sein Gesicht verzerrt in furchtbarem Schmerz, ein schreckenvolles, schmerzliches ‚Maa – Maa!‘ ausstoßend. Rot färbte sich das Wasser, der Mann verschwand. Für eine Sekunde zeigten sich Nacken und Rücken des Nilpferdes. Sie genügten, ihm den tödlichen Schuß zu geben. Die Leute wurden ins Boot gezogen, nur einer fehlte. Man sah ihn nie wieder. Als aber später das verendete Nilpferd gelandet wurde, hing zwischen **[501]** seinen mächtigen Hauern das Hüfttuch des Unglücklichen, ihn selber hatten wohl die Krokodile gefressen.

Blitzschnell durchkreuzte diese Erinnerung mein Hirn. Zeit, darüber nachzudenken, hatte ich nicht, aber klar war mir, daß uns wohl das Schicksal dieses Schwarzen bevorstand, wenn unser leichtes Faltboot einem solchen Angriff ausgesetzt war.

Und das Auge eilte über die Wasserfläche. Wo ein Tier in unserer Nähe auftauchte, dorthin richtete ich meine Kugel, und die Schwarzen ruderten schweißtriefend. Sie schafften es. Wir erreichten das Ufer. Schon sprangen ein paar Mann über Bord, packten das Boot, zogen es an Land. All das ging unglaublich schnell, und als wir auf sicherem Ufer saßen, da hockten sich meine Schwarzen hin und lachten und lachten. ‚Es sind doch große Kinder‘, dachte ich. Eben der dringendsten Lebensgefahr entronnen, und schon ist sie wieder vergessen.

Ich selber war mißgestimmt, hatte ich doch mehr Flußpferde geschossen, als ich beabsichtigt hatte. Allerdings in Notwehr. Anders dachten die Schwarzen aus den umliegenden Dörfern. Auf die Schüsse hin waren sie herbeigeeilt, speerbewaffnete Männer und körbeschleppende Weiber und Kinder. Sie wußten, hier gab es heute reichlich und gut zu essen. Geduldig hockten sie am Ufer und warteten. Einige Zeit würde es ja dauern, bis die Riesenkörper, von dem sich in den Därmen bildenden Gas aufgetrieben, an die Oberfläche des Wassers kommen würden.

Dann konnte der Schmaus beginnen.

Am Bosphorus

Von Franz Kandolf

©



Ansicht von Stambul.
Im Hintergrund das Serail, die Sofien- und die Sultan-Ahmed-Moschee



Die Moschee Valide in Üsküdar

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1930

| | | |
|-------------------------|------------|------------|
| Barthel-Winkler, Lisa | 02.01.1893 | 1966 |
| Baumann, Max | 1903 | 07.09.1961 |
| Berger, Arthur | 03.11.1871 | 28.03.1947 |
| Biese, Alfred | 25.02.1856 | 11.03.1930 |
| Bloch, Ernst | 08.07.1885 | 04.08.1977 |
| Casella, Max | 19.12.1879 | ? |
| Dengler, Hermann | 1890 | 1945 |
| Eicke, Otto | 07.04.1889 | ? .12.1945 |
| Fleischhauer, Ernst | ? | ? |
| Graefe, Hans | ? | ? |
| Guenther, Konrad | 23.05.1874 | 26.01.1955 |
| Guhlmann, Walter | ? | ? |
| Gurlitt, Ludwig | 31.05.1855 | 12.07.1931 |
| Heß, Wilhelm | 1858 | 1937 |
| Kandolf, Franz | 06.11.1886 | 19.06.1949 |
| Küchler, Hans | 1896 | ? |
| May, Klara | 04.07.1864 | 31.12.1944 |
| Meden, Mary Ann v. d. | 10.10.1863 | ? |
| Molo, Walter von | 14.06.1880 | 27.10.1958 |
| Patty Frank | 19.01.1876 | 23.08.1959 |
| Preuß, Konrad Theodor | 02.06.1869 | 08.06.1938 |
| Prüfer, Fritz | 04.10.1890 | 1972 |
| Schmid, Euchar Albrecht | 29.08.1884 | 15.07.1951 |
| Schwerin, Otto | 22.03.1890 | 13.12.1936 |
| Steeger, Walter | 1904 | 1969 |
| Stütz, Adalbert | 1878 | 1957 |
| Wandolleck, Benno | 18.04.1864 | 1930 |
| Wolzogen, Ernst von | 23.04.1855 | 30.07.1934 |
| Zesewitz, Hans | 23.12.1888 | 26.01.1976 |
| Zuckmayer, Carl | 27.12.1896 | 18.01.1977 |

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.